Die Musen

Eine norddeutsche Zeitschrift

herausgegeben von

Friedrich Baron de la Motte Fouqué und Wilhelm Neumann

Ein Beitrag zur Geschichte der Spätromantik

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der Doktorwürde der philosophischen Fakultät (I. Sektion) der K. Ludwig-Maximilians-Universität zu München

vorgelegt von

Franz Blum.

Die Musen

Eine norddeutsche Zeitschrift

Herausgegeben von

Friedrich Baron de la Motte Fouqué und Wilhelm Neumann

Ein Beitrag zur Geschichte der Spätromantik

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der Doktorwürde der philosophischen Fakultät (I. Sektion) der K. Ludwig-Maximilians-Universität zu München

vorgelegt von

Franz Blum.

Druck von F. Bruckmann A.-G., München, Paul Heysestraße 9.

Eingereicht am 19. März 1913.

Genehmigt auf Antrag der Herren Professoren
Dr. Franz Muncker und Dr. Hermann Paul.

Tag der mündlichen Prüfung: 3. Juni 1913.

Meinen Eltern.

Die Anregung zu dieser Studie gab mir mein verehrter Lehrer Herr Professor Dr. Franz Muncker, dem ich an dieser Stelle meinen herzlichsten Dank ausspreche für die stete Förderung, die mir sein erfahrener Rat zuteil werden ließ. Dank schulde ich auch meinem Jugendkameraden Theodor Kiefer, der durch selbstlose Hingabe seiner Zeit mir einen längeren Aufenthalt in Berlin ersparte, indem er mir Abschriften von handschriftlichen Briefen von und an Fouqué in der Kgl. Bibliothek zu Berlin übermittelte.

Inhaltsübersicht

Einleitung

Es gehört mit zum innersten Wesen der Romantik, daß ihre Träger nicht als einzelne Persönlichkeiten den romantischen Gedanken der Welt verkündeten, sondern daß sie sich in innigster Freundschaft zusammentaten, um ihren doch nicht immer gemeinsamen Idealen und Prinzipien zum Siege zu verhelfen. Dieser Wesensgang zeigt sich vom Beginn der romantischen Schule an bis in die Zeiten, wo ihre allmählich in Dunst und Nebel zerflossenen Anschauungen von junger Generation bekämpft und völlig besiegt wurden. Wie sich also die Begründer der romantischen Schule, die Brüder Schlegel, mit ihren verbündeten Freunden erst dann völlig eins fühlten, als sie sich mit ihnen im „Athenaeum" vereinigt hatten, so findet sich auch bei den Anhängern der späteren Romantik stets dasselbe Bestreben, sich in einer Zeitschrift einen gemeinsamen Sammelpunkt zu schaffen. Wenn es auch meistens einzelne Männer waren, deren energischem Handeln das betreffende Organ seine wirkliche Existenz verdankte, so war es schließlich doch der ganze Freundeskreis, der sich dem Unternehmen widmete, indem er es mit Beiträgen versah. Als einzige Ausnahme könnte man „Die Jahreszeiten" nennen, eine Vierteljahrsschrift für romantische Dichtungen, herausgegeben von Fouqué; diese enthält allerdings nur Beiträge von diesem selbst. Es scheint mir aber dies Institut Fouqués aus zwei Gründen hier nicht in Betracht zu kommen: Einmal ist es infolge seines inneren und äußeren Charakters keineswegs der Kategorie der Zeitschriften einzureihen, und dann hatte Fouqué ja den Plan, in diesem Unternehmen auch Dichtungen seiner Freunde und Gesinnungsgenossen aufzunehmen. Als sich dann aber dieser Plan gleich von vornherein nicht verwirklichte, suchte Fouqué mit seinen Freunden ein neues Unternehmen dieser Art, diesmal aber eine wirkliche Zeitschrift, ins Leben zu rufen. Und hier gelang es ihm und seinem Freunde Wilhelm Neumann eine Vierteljahrsschrift

zu begründen, die sich eine Zeitlang hohen Ansehens erfreute, bis ihr der Sturm der Freiheitskriege das Mark entzog, so daß sie nur noch kurze Zeit länger kümmerlich ihr Dasein fristete. Es sind dies „Die Musen, eine norddeutsche Zeitschrift, herausgegeben von Friedrich Baron de la Motte Fouqué und Wilhelm Neumann.“ Die Geschichte dieses literarischen Unternehmens darzustellen ist die Aufgabe, die im folgenden gelöst werden soll.

Geschichtliche Entwicklung der Zeitschrift „Die Musen"

Als August Wilhelm Schlegel im Jahre 1802—04 durch seine Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst in Berlin der Romantik zum Siege verhalf, zählten auch Fouqué und Neumann zu seinen Schülern und Anhängern. Der erste hatte sich der persönlichen Förderung des Meisters zu erfreuen, während Neumann zu jenem „Nordsternbund" *) gehörte, einem Kreis jüngerer romantischer Dichter, die sich unter dem Einfluß der Schlegelschen Vorlesungen zum gegenseitigen Verkehr als gleichstrebende Freunde zusammengetan hatten. In diesen Bund gehörten vor allem Chamisso und Varnhagen, dann Neumann, Hitzig, Ludwig Robert und einige andere. Aus der Schlegelschen Romantik also sind die beiden Männer hervorgegangen, die „Die Musen" begründeten. Es ist nicht wahrscheinlich, daß die beiden sich schon in früherer Zeit persönlich kannten; erst Chamissos Bekanntwerden mit Fouqué und die daraus sich entwickelnde Freundschaft (1805/06) brachte Fouqué in Berührung mit dem Nordsternbund. Neumann und Varnhagen weilten damals in Hamburg und erfuhren aus Chamissos Briefen sein Verhältnis zu dem Dichter Pellegrin alias Fouqué. Dieser trat offiziell nicht in den Nordsternbund ein, **) doch war er in der Seele mit dessen Mitgliedern verbrüdert und spendete zusammen mit seiner Gattin Karoline mehrere Beiträge zu dem Organ des Bundes, dem letzten Jahrgang des „Grünen Almanach". Als dann Neumann und Varnhagen wieder nach Berlin übersiedelten, kam es alsbald zur Freundschaft mit Fouqué. Der Nordsternbund hatte sich zwar um die Zeit 1806/07 äußerlich bereits aufgelöst, doch war das innere Band zwischen seinen einzelnen Mitgliedern unverletzt geblieben; sie fühlten sich immer noch als zusammengehörig, und schon wurde wieder der Plan erwogen, gemeinsam in einem literarischen Unternehmen, etwa einer Zeitschrift, vor das Publikum zu treten. Seit 1808 finden

*) τὸ τοῦ πόλου ἄστρον.

**) Nach einem Brief Chamissos an Varnhagen vom 23. Juli 1806.

sich in den Briefen der Freunde öfters Aeußerungen, die sich auf diesen Punkt beziehen. Hier ist es besonders Fouqué, der von Nennhausen aus seine Freunde in Berlin immer wieder auffordert, ein derartiges Unternehmen in den Gang zu bringen. Mit diesen Anregungen, die sich die Freunde gegenseitig von Zeit zu Zeit gaben, kam man natürlich nicht ans Ziel. Da entstand Ende 1809 das „Pantheon", und Fouqué lieferte Beiträge dazu. Damit war dem erstrebten Unternehmen der Freunde die Kraft, die am meisten für die Gründung eines solchen eingetreten war, abgelenkt. Doch bereits nach dem dritten Heft stellte das „Pantheon" sein Erscheinen wieder ein, und Fouqué war seiner freudig übernommenen Verpflichtungen ledig. Von neuem wurde die Gründung einer eigenen Zeitschrift in Betracht gezogen, als Neumann im Frühjahr 1811 die Redaktion des „Preußischen Vaterlandsfreundes" übertragen erhielt. Voll Eifers widmete er sich seiner Aufgabe, worin er hauptsächlich von Fouqué unterstützt wurde. Auch Varnhagen stand „seinem Wilhelm" von Prag aus mit Ratschlägen zur Seite. Doch schon im Oktober desselben Jahres mußte Neumann seinen Posten niederlegen, da der Verleger sich abermals einen anderen Redakteur gewählt hatte. Wiederum waren Fouqué und Neumann, die sich im Laufe der Zeit immer enger aneinander angeschlossen hatten, ohne Zeitschrift, und nun kamen sie endlich zu dem Entschluß, gemeinsam auf eigene Faust ein Journal herauszugeben.

Bei der Erörterung über die Einrichtung und Versorgung ihres zukünftigen Blattes gingen nun beide Freunde, vornehmlich Fouqué, von dem Gedanken aus, daß ihr Journal die Fortsetzung des eingegangenen „Pantheon" werden solle. Wir haben hier also den gleichen Fall wie seinerzeit bei der Gründung des „Pantheon", indem dieses sich als die Fortsetzung des „Prometheus" ankündigte, welcher 1808 von Leo von Seckendorf und J. L. Stoll in Wien herausgegeben wurde. Das Programm des „Prometheus" bezeichnete als dessen Hauptzweck die ästhetische Bildung seiner Leser und wollte so im einzelnen mit seinen Artikeln alle Zweige von Kunst und Wissenschaft umfassen. Dieselbe Aufgabe stellte sich dann das „Pantheon" und nach diesem die „Musen". Doch hatte der Enkel des „Prometheus" sich schon einen etwas engeren Kreis vorgezeichnet, in dem sich seine Beiträge vereinigen sollten: Nur solche Abhandlungen wissenschaftlicher Natur sollten Aufnahme finden, die ganz allgemeines Interesse beanspruchten. Das „Pantheon" hatte sich während seines kurzen Lebens bei Mitarbeitern und Publikum fortschreitender Beliebtheit zu erfreuen gehabt und war nur „teils aus Unzulänglichkeit des Buchhändlers", teils durch Versetzung des einen Herausgebers,

Büsching, nach Breslau eingeschlafen, wie dieser an Tieck schreibt. Fouqué und sein Kollege durften also hoffen, ungefähr dieselben Mitarbeiter für ihr Unternehmen zu gewinnen und mit der nötigen Geschicklichkeit sich diese zu erhalten. Ich sage absichtlich: Mit der nötigen Geschicklichkeit. Denn während das „Pantheon“ seine Beiträge honorierte, war Fouqué entschlossen, dies vorderhand nicht zu tun, und machte dementsprechend dem Verleger seinen Antrag. Neumann war damit einverstanden, wobei als ihr beider Hauptgrund angegeben wurde, daß „ihre Gewissenhaftigkeit ihnen nicht erlaube, dem Verleger einen Verlust, wenn auch nur möglichen zu verursachen“. Mag dem nun so sein, jedenfalls war sich Fouqué bewußt, für sein Unternehmen schwerlich einen honorierenden Verleger zu finden. In demselben Briefe, in dem von obigem die Rede ist (Neumann an Varnhagen, Berlin, 29. Januar 1812), findet sich diese Vermutung einigermaßen bestätigt, indem es heißt: „Wenn die Schrift indessen guten Fortgang hat, woran ich bei Mitarbeitern von so gegründetem Ruf und anerkanntem Talent nicht zweifle, so darf sich der Mann nicht weigern die nächsten Hefte honett zu bezahlen.“ Da also hier dies wichtige Bindemittel zwischen Mitarbeiter und Redakteur fehlte, so mußten die Herausgeber andere Hebel um so kräftiger in Bewegung setzen, um ihr Unternehmen beginnen und in Blüte bringen zu können. Hier hat das Bedürfnis des besseren literarischen Publikums nach einer guten Zeitschrift, deren es zurzeit entbehrte, sicherlich eine Rolle gespielt, dann aber besonders Fouqués bekannter Name, der eben anfing, ein Stern am deutschen Dichterhimmel zu werden. Den liebenswürdigen und freundschaftlichen Bitten, die der Verfasser der „Undine“ überall und oft anbrachte, verschlossen sich nur wenige. So kam es, daß gleich von Anfang an der Zeitschrift reichlich Beiträge zuflossen, und diese so bald ihren Höhepunkt erreichte, um kurz darauf von den übergewaltigen Interessen der Freiheitskriege mit so vielem anderem in den Schatten gestellt zu werden.

Betrachten wir nun die näheren Umstände, unter denen die Zeitschrift ins Leben trat.

Um die Wende des Jahres 1812 weilte Neumann bei Fouqué in Nennhausen zu Besuch, und hier wurde zuerst definitiv der Plan zu einem neuen Blatt verabredet. Neumann kehrte dann anfangs Januar nach Berlin zurück, teilte hier den Freunden den verabredeten Plan mit und beriet sich mit ihnen. Wie ausgemacht, kam Fouqué dann Mitte Januar nach Berlin, um hier an der Quelle mit dem Gutachten aller Freunde das Unternehmen in Szene zu setzen. An den Beratungen, welche die Einrichtung der Zeitschrift ergeben sollten, nahmen außer den beiden Haupt-

beteiligten Bernhardi, Hitzig, Robert und noch einige andere teil. Fouqué eröffnete hier nochmals mit Neumann die oben dargelegten Pläne und Grundsätze, über die sich beide in Nennhausen geeinigt hatten. Sie wurden in der Hauptsache wohl für richtig befunden und man beschloß, sich in Berlin an die Männer der Wissenschaft und Literatur zu wenden, denen man auf irgend eine Weise nahe stand, um dann auch mit klingenden Namen die neue Zeitschrift ankündigen zu können. Nachdem man zuvor schon darin übereingekommen war, dieser den romantisch klingenden Namen „Der Elfe“ zu geben, verhandelte man mit dem Verleger des eingegangenen „Pantheon“, der Salfeldischen Buchhandlung, die in Berlin eine Niederlassung errichtet hatte. Diese übernahm unter der oben angeführten Bedingung des Nichthonorierens der Beiträge den Druck und Verschleiß der Zeitschrift. Das Endergebnis der einzelnen Zusammenkünfte und Beratungen beschloß man dann in gedruckten Einladungsbriefen festzulegen, die an Freunde und Bekannte versandt diese zur Mitarbeiterschaft an dem neuen Unternehmen aufforderten. Der Text dieser Einladungsbriefe ist folgender:

„Die große Menge der bestehenden und noch täglich erscheinenden Zeitschriften zeigt deutlich genug die gegenwärtige Neigung der deutschen Lesewelt, mehr eine schwache aber desto öfter wiederholte, als eine bleibende und tiefe Wirkung auf sich zu gestatten. Auch steht der Charakter der meisten Zeitschriften mit dieser Neigung in genauem Verhältnis, so daß man nicht weiß, welches von beiden als Ursache oder Wirkung zu betrachten sei. Das reine Metall, das in der großen Masse dieser schnell vorübergehenden Erscheinungen verborgen liegt, ist nach einem bekannten Ausdruck der Mühe des Zutageförderns nicht wert. Die Betrachtung indessen, daß auch die Besseren, um auf ihre Zeit zu wirken, an das Bestehende anzuknüpfen gezwungen sind, hat einige Freunde der Literatur bewogen, diejenigen ihrer Arbeiten, die durch Umfang und Inhalt sich zu einzelner Herausgabe nicht eignen, in einer Quartalschrift unter dem Titel „Die Musen, eine norddeutsche Zeitschrift“ (anstelle des durchgestrichenen Titels: Der Elfe) „zu sammeln, von welcher das erste Heft zur Ostermesse in der Salfeldischen Buchhandlung hierselbst erscheinen wird.

Wir nennen für jetzt nur A. F. Bernhardi, Philipp Buttmann, J. G. Fichte, Franz Horn, Julius von Klapproth, Hinrich Lichtenstein, C. Marheinecke, Friedr. Rühs, C. S. Siebmann, K. A. Varnhagen von Ense als die bekannteren unter den Mitarbeitern, deren Vertrauen uns die Redaktion der Zeitschrift übertragen hat, und wir dürfen hoffen, daß die Einladung, die wir hierdurch an Sie ergehen lassen, einem Kreis wohlgesinnter und mannigfach

begabter Männer zur gemeinschaftlichen Mitwirkung beizutreten, keiner weiteren Entschuldigung bedarf.

Bei den im vorigen angegebenen Verhältnissen versteht es sich von selbst, daß nur diejenigen Aufsätze sich zur Mitteilung in unserer Sammlung eignen, die ein ganz allgemeines Interesse für Kunst und Wissenschaft haben, und daß demzufolge solche, die in streng wissenschaftlicher Form auftreten, oder in das Gebiet einzelner Wissenschaften einschlagen, z. B. in die Staats- und Kriegswissenschaft u. dergl., ferner Bruchstücke größerer Werke, Uebersetzungen aus zugänglichen Sprachen, und ähnliche, ausgeschlossen bleiben müssen. Um Zweck und Form dieser Zeitschrift indes noch näher zu bezeichnen, dürfen wir hier wohl an das Pantheon erinnern, dessen Aufhören von so vielen bedauert ward. Sollten Sie geneigt sein, Aufsätze, die in den eben gezeichneten Kreis gehören, zu liefern, so bitten wir Sie, dieselben der genannten Buchhandlung unter der Aufschrift „An die Redaktion der Zeitschrift die Musen" zu übersenden.

Berlin den 24 sten Januar 1812.

Friedrich Baron de la Motte Fouqué
Wilhelm Neumann."

Nach 14 tägigem Aufenthalt in Berlin kehrte Fouqué Ende Januar nach Nennhausen zurück. Wenn er auch den Versprechungen und guten Worten der Freunde und Bekannten, besonders aber der biederen Zuverlässigkeit Neumanns soviel Vertrauen entgegenbringen durfte, daß das Gelingen der Zeitschrift wahrscheinlich war, so verließ Fouqué doch nicht ohne die Sorge Berlin, daß nun mit ihm die agitatorische Kraft allzuweit entfernt sei, die dem Unternehmen vollends auf die Beine geholfen hätte. Doch besser als er erwartet, nahm alles einen günstigen Verlauf. Neumann entfaltete eine sichere, wenn auch etwas langsame Tätigkeit, und die weiteren in das Unternehmen Eingeweihten bemühten sich ebenfalls nach Kräften diesem nützlich zu sein. Noch zusammen in Berlin hatte man eine ziemlich umfangreiche Liste aufgestellt, die Namen von fern und nah enthielt, welche durch die Einladungsbriefe als Mitarbeiter gewonnen werden sollten. Der Versand dieser Einladungen, deren Druck mitte Februar fertiggestellt war, lag zum größten Teil auf Fouqués Schultern, weil man sich von seinem Namen den größeren Erfolg versprach. So sehen wir von dieser Zeit an Fouqué Tag für Tag mit der Korrespondenz für das neue Journal beschäftigt, indem er den meisten der gedruckten Einladungen noch persönliche Briefe beifügte. Inzwischen hatte Neumann an Fouqué geschrieben, ob es nicht besser wäre, statt des Titels „Der Elfe" den Titel „Die Musen" zu

wählen, ein Rat, der von Philipp Buttmann ausgegangen sei. Buttmanns Begründung seines Vorschlages konnte ich nicht feststellen, doch vermute ich, daß dieser nüchterne, tätige Gelehrte, dessen Mitarbeiterschaft man schätzte, allzu sehr die lebendige Romantik des Namens „Der Elfe" empfand. Fouqué antwortete auf Neumanns Brief: „Es versteht sich, daß ich mit den Musen vollkommen zufrieden bin. Wäre ich denn sonst ein Poet? Und ernstlich, was einem Manne wie Buttmann so auffallen konnte, möchte auch wohl vielen ungünstig aufgefallen sein. Zudem ist er an Ruf und Wert ein Mitarbeiter, dem man wohl ein Opfer bringen kann." Auf diese Weise also kam die nun bald ins Leben tretende Zeitschrift zu dem schwungvollen Namen „Die Musen", der in gewissem Sinn doch darauf hindeutet, welchen Inhalt sie bergen sollte.

Wohl der erste der auswärtigen Freunde und Bekannten, der etwas von dem beabsichtigten Unternehmen erfuhr, war Varnhagen, der zurzeit in Prag weilte. Schon um die Wende des Jahres 1811/12, als Neumann bei Fouqué zu Besuch weilte, und der Plan festere Form zu gewinnen anfing, bemerkte Neumann in einer Randglosse, die er einem Briefe Fouqués an Varnhagen beifügte: „Ueber die Aufsätze, die ich von Dir in Händen habe" (wohl durch den „Preußischen Vaterlandsfreund") „disponiere noch nicht, lieber Varnhagen; wir haben den Plan zu einem neuen Blatt verabredet, wobei wir sehr auf Deine Hilfe rechnen." Ende Januar schickte dann Neumann seinem Freund ein Probezirkular der zu druckenden Einladungsbriefe und fügte einen Brief hinzu. Daraus ersehen wir, daß man ursprünglich nicht an eine Vierteljahrschrift, sondern an eine Wochen- oder Monatsschrift gedacht hatte. Erst durch „die nicht unbegründeten" Einwände des Verlegers (des Hofrats Römer, der die Salfeldsche Buchhandlung in Berlin leitete) entschloß man sich zu einer Vierteljahrschrift. Diese Einwendungen bezogen sich in der Hauptsache auf den voraussichtlichen Absatz der Zeitschrift, indem der Verleger betonte, daß man nicht wohl mitten im Jahr eine Wochenschrift oder ein Monatsblatt anfangen könne, da der Jahrgang sonst nicht vollständig würde, was den Verkauf des Blattes beeinträchtigte; denn „Käufer von Zeitschriften machen ihre Bestellung gewöhnlich schon vor Anfang des Jahres". Unter diesem Gesichtspunkt einigte man sich auf eine Vierteljahrschrift, deren erstes Heft zu Ostern erscheinen sollte, was für die erstrebte Vollständigkeit des Jahrganges gerade noch die rechte Zeit war. Varnhagen nun, der Fouqué entgegen die Notwendigkeit eines neuen Blattes nicht anerkannte und dementsprechend wenig Lust für das Unternehmen der Freunde zeigte, war vollends mit der endgültigen periodischen

Erscheinungsform nicht einverstanden und schreibt auf Neumanns Einladung an Rahel (7. Febr. 12): „Neumann hat mir die Ankündigung eines neuen Journals geschickt, das er mit Fouqué herausgeben will. Mir scheint, nicht das Publikum, sondern die Schriftsteller haben das Bedürfnis zu Journalen; es ist das Herausgeben eines solchen Blattes ein Bild des gemächlichen, angenehmen Regierens, des Leitens und des Unterordnens anderer und dergl. mehr. Und vollends eine Quartalschrift! Ein wöchentliches, recht ordinäres Klatschblatt wäre mir viel lieber.“ (Hier zeigt sich also schon die Neigung Varnhagens, die uns für seine Denkwürdigkeiten ꝛc. ein Charakteristikum ist: Klatschsucht.) „Indessen,“ fährt er fort, „können recht gute Sachen hineinkommen, sie haben die besten Mitarbeiter, auch Fichte; ich werde meine Teilnahme nach dem Honorar bestimmen, das mit dem zweiten Heft anfangen soll. Ich wünsche übrigens nicht, daß Neumanns festes und eigentümliches Schreiben, das immer Hand und Fuß hat, sich von Fouqués schneller Tätigkeit, die fast nur Füße hat, außer Atem bringen lasse.“ Diese Auslassungen über die Tätigkeit seiner Freunde sind nicht gerade freundschaftlich zu nennen, und es ist klar, daß er diesen selbst gegenüber seine Einwände betreffs der „Musen“ in eine wesentlich andere Form kleidete. So schreibt er an Fouqué (17. Febr.): „Der Zeitschrift, die ihr herausgeben werdet, wünsche ich alles Heil. Daß sie vierteljährlich erscheint, ist jedoch sehr, sehr übel. Ein Monat ist schon der längste Termin, und an meiner eigenen Ungeduld messe ich die der gewöhnlichen Leser ab, die mit wenig Ernst und viel mehr Unterhaltungssucht (auch hier Varnhagens Charakteristikum) darangehen, und ihre Teilnahme durch schnelle Pulsschläge in Atem erhalten wissen wollen.“ Weiterhin gibt er dann den dringenden Rat, sich gleich für das erste Heft einen Beitrag von Fichte zu verschaffen und ferner nicht zu vergessen, dem „Sigurdskammerherrn und Alwinsboten“ Jean Paul eine Aufforderung zur Teilnahme an den „Musen“ zu senden. Ob dies letztere geschehen ist, entzieht sich meiner Kenntnis; jedenfalls aber fand sich nirgends auch nur der entfernteste Zusammenhang Jean Pauls mit den „Musen“. Dagegen kam Varnhagens erster Rat betreffs Fichte in höchstem Maße zu Ehren, indem Fouqué sich lebhaft um einen Fichteschen Beitrag für das erste Heft bemühte. Freilich war Fouqué schon aus eigenem Antriebe sehr viel an Fichtes sofortiger Teilnahme gelegen. Am 20. Februar schreibt er in diesem Sinn an Fichte: „Obgleich Du mir nicht mit Gewißheit verheißen konntest, gleich für das erste Heft meiner Zeitschrift einen Beitrag zu geben, so nahmst Du mir doch nicht alle Hoffnung dazu. Ich wiederhole deshalb meine damalige Bitte. Es wäre dem ganzen Institut von

der höchsten Wichtigkeit, wenn Du gleich vornherein durch die Tat bewähren könntest, daß Du ein liebevoller Mitarbeiter seiest. Du findest ja wohl irgend ein Blatt unter Deinen Papieren, das dazu taugt, wenn Deine höheren Angelegenheiten Dir es nicht verstatten, neuerdings dafür zu verfassen. Sollte auch das Mitzuteilende nicht so ganz in den Schlaraffenmund des großen Publikums hineingehen, so ist doch eine Taube, die sich aus Deiner Hand schwingt, immer ein Himmelsbote, der auch den Ungeweihten mindestens Ehrfurcht abzwingt und ihnen unsern Garten als gesegnetes Land bezeichnet. Mache mir diese große Freude, lieber Vater, ich bitte Dich herzlich darum." Daraufhin teilte Fichte Neumann definitiv mit, daß er leider nichts zum ersten Heft zu geben habe, welche Mitteilung Fouqué sofort erfuhr, was ihn veranlaßte, sich nochmals mit folgendem an „seinen Vater" zu wenden (8. März): „Vor einigen Tagen erfuhr ich durch Neumann, daß Du leider nichts zum ersten Heft unserer Zeitschrift zu geben hast. So sehr mich nun diese Fehlschlagung meines Hoffens schmerzt, so hätte ich mich doch schweigend in Deinen Willen gefunden, wenn mir nicht noch ein bestimmter Vorschlag in den Sinn gekommen wäre, den ich unmöglich unterlassen kann, Dir vorzulegen. Du lasest mir nämlich im Winter 1811 einst ein treffliches Gespräch vor, zwischen einem Philosophen und einem Philister, das Du früher schon auf Veranlassung eines törichten Aufsatzes im „Hausfreund" geschrieben hattest. In der echt dichterischen Kraft, in der dort der Philister heraufbeschworen und nacherschaffen ist, dächte ich, müßte er auch auf seinesgleichen einen höchst ergötzlichen Eindruck machen, und im höheren Sinn darf wohl auch das Ganze als einer jener Lichtblitze, in welchen sich die Philosophie dem Volke offenbart oder sich ihm doch zu erkennen gibt, nicht länger unbekannt bleiben. Bist Du meiner Meinung, so laß Neumann zu Dir bescheiden (es müßte aber bald geschehen, weil die ersten zwei Bogen der Zeitschrift schon gedruckt sind); ich schicke ihn Dir nicht, damit Du, wenn Dir mein Vorschlag untunlich scheint, weiter nicht die mindeste Abhaltung hast als die Lesung dieser Zeilen." Trotz dieses bittenden, beinahe aufdringlichen Vorschlages, konnte sich Fichte nicht entschließen, sein „treffliches Gespräch", von dem Fouqué hier spricht, diesem zur Veröffentlichung zu überlassen. Gemeint ist hier der Aufsatz: „Der Patriotismus und sein Gegenteil, patriotische Gespräche", zuerst gedruckt in Fichtes Nachgelassenen Werken (1835) III, 220 ff. Somit war Fouqués Hoffen fehlgeschlagen, und erst mit dem zweiten Heft begann Fichtes kurze Tätigkeit für die „Musen".

Wenden wir uns wieder zu Varnhagens Brief an Fouqué, so erfahren wir weiter, daß er sich geehrt fühlte, in der Einladung

neben so schönen Namen genannt zu werden und beginnt darauf in langem Atem sich zu entschuldigen, daß es ihm leider nicht möglich sei, Beiträge zu liefern, ohne dafür Honorar zu erhalten, was er mit seiner materiell nicht allzu rosigen Lage begründete. Doch stellte er die schon geschriebenen Sachen seinen Freunden zur Verfügung. Allzu viel hatten also die „Musen“ von dem nächsten Freund ihrer Herausgeber nicht zu erwarten.

Inzwischen hatten die Einladungsbriefe den gewünschten Erfolg gehabt, so daß, wie wir aus Fouqués Brief gesehen haben, Anfang März bereits die ersten Bogen in Druck gegeben werden konnten. Die Beiträge der Berliner Mitarbeiter, und diese waren für den Anfang weitaus in der Mehrzahl, gingen zuerst in die Hände Neumanns, der sie dann zur Begutachtung an Fouqué schickte; für die Beiträge von auswärtigen Mitarbeitern ist dies Verhältnis meist umgekehrt, doch betont Fouqué nach seinem ersten Einblick immer wieder, daß Neumann die entscheidende Stimme über Aufnahme ꝛc. zustehe. In der Tat verrichtete auch Neumann das Hauptgeschäft der Redaktionsarbeit, und er wurde von Fouqué auch öfters als „ganz ausschließlicher Redakteur“ genannt.

Als nun das erste Heft seiner baldigen Vollendung entgegensah und bestimmt zu Ostern erscheinen konnte, kündeten Herausgeber und Verleger in den verbreitetsten Tageszeitungen dem großen Publikum das Erscheinen der neuen Zeitschrift an. So erschien im Intelligenz-Blatt Nr. 10 des Cottaischen Morgenblattes vom 21. März, ferner im Intelligenz-Blatt Nr. 4 der Zeitung für die elegante Welt vom 17. März und noch in der Halleschen Allg. Literaturzeitung vom 25. März folgende redaktionelle Notiz:

„Die Musen. Eine norddeutsche Zeitschrift, herausgegeben von Friedrich Baron de la Motte Fouqué und Wilhelm Neumann.

Der gewählte Titel zeigt die Bestimmung und denn Umfang dieser Sammlung, welche zwar den Kreis der Wissenschaft und Kunst im Ganzen zu umfassen suchen, dennoch aber dasjenige ausschließen wird, was durch eine zu strengwissenschaftliche Form, oder dadurch, daß es ein abgesondertes Wissen im Detail behandelt, nur für eine kleinere Anzahl von Lesern geeignet sein würde. Wir nennen für jetzt nur A. F. Bernhardi, Philipp Buttmann, Fichte, F. Horn, J. v. Klaproth, H. Lichtenstein, L. Marheineke, F. Rühs, F. S. Siebmann, K. A. Varnhagen von Ense als die Bekannteren unter den Mitarbeitern, deren Vertrauen uns die Redaktion übertragen hat.

Berlin, im Februar 1812.

Fr. Baron de la Motte Fouqué
W. Neumann.

Ihre Gönner und Handlungsfreunde ersucht endesunterzeichnete Buchhandlung, sich für die Quartalschrift, welche unter günstigem Zusammentreten der besten Schriftsteller Deutschlands, an welche eine Einladung schon früher ergangen, erscheinen wird, möglichst zu interessieren. Der Preis des ersten Heftes, deren zwei einen Band machen, ist 1 Rhthlr. und erscheint zur bevorstehenden Ostermesse.

C. Salfeldschen Buchhandlung."

Gleichsam als Antwort auf diese Anzeige ließ sich im Morgenblatt vom 26. März eine Stimme vernehmen, die es verdient, hier wiedergegeben zu werden, da sie vielleicht im Sinne mancher der besten Leser der zukünftigen Zeitschrift geschrieben war: „Friedrich de la Motte Fouqué und Wilhelm Neumann haben unter dem Titel „Die Musen", eine norddeutsche Zeitschrift angekündigt. Die Anzeige ist etwas sehr von sich eingenommen; möge dies eine gute Anzeige sein für das Unternehmen selbst! Doch muß man die Herausgeber ersuchen, da sie im Eingang alle Zeitschriften einer schlechten Wahl bezichtigen, nicht durch gedehnte Straßen der Einseitigkeit die Leser zu quälen, und so das Ganze zu einer Einsiedelei zu machen für die neuesten absterbenden poetischen Versuche, die auf dem Schicksale reitenden Prosaisten und die mystischen Philosophaster, die alles wissen, nur nicht was sie wollen! — — Sie können lehren, wie man es macht, nur allgemein interessante Aufsätze in einer Zeitschrift zu vereinen, oder selbst lernen, daß ein Redaktionsgeschäft, wenn ein Blatt gelesen und nicht sehr bald gewesen sein soll, gar nichts Leichtes ist. Uebrigens sind unter den Mitarbeitern bedeutende Namen genannt, als: Fichte, Marheineke, Rühs, Buttmann, Bernhardi, Lichtenstein usw." Der Verfasser dieser wohlberechtigten Kritik a priori ist mir unbekannt geblieben; möglicherweise ist es F. C. Weißer, der antiromantische Mitredakteur des „Morgenblattes". Auch dachte ich entfernt an Uhland, der Fouqué zwar persönlich schätzte und von diesem als Mitarbeiter angeworben worden war, auf der anderen Seite aber als biederer Schwabe der speziell als „norddeutsch" ausgeschriebenen Zeitschrift seine Sympathie nicht geben konnte, wie uns ein Brief an Kerner bezeugt (22. März 12): „Ich weiß nicht recht, was ich zu Fouqués Brief sagen soll. Ich kann solche Journale nicht recht leiden, die so verschiedenartigem geöffnet sind. Die Poesie läuft darin häufig nur nebenher, und sie hören auf, ehe sie noch in unserer Gegend bekannt werden. Auch sehe ich nicht recht ein, warum wir dazu eingeladen werden, wenn es eine norddeutsche Zeitung ist. Um Fouque gefällig zu sein, sende ich vielleicht etwas ab." Also gerade die Einseitigkeit, vor welcher obige

Kritik die Herausgeber warnt, wäre Uhland in gewissem Sinn erwünscht gewesen; demnach kommt wohl Uhland als ihr Verfasser nicht in Betracht.

Etwa vierzehn Tage vor Ostern, gegen Ende März, konnte Neumann endlich die letzten Druckbogen des ersten Heftes nach Nennhausen senden, so daß also zur Ostermesse das erste Musenheft vorlag: In einem Oktavband von etwas über 200 Seiten Umfang. Fouqués Gesamturteil darüber lautete: „Das erste Musenheft sieht mich in einer erfreulichen Mannigfaltigkeit an.“ Und er schmeichelte sich nicht damit, wie das Urteil des Publikums bald darauf zeigte. Doch davon bei Gelegenheit später.

So zufrieden Fouqué mit dem Inhalte seines jungen Sprößlings war, so empört war er über die Menge Druckfehler, sowie über das äußerst dürftige Gewand, in das der Verleger die „Musen“ gehüllt hatte. In seinem ersten Zorn schreibt er darüber an Neumann (27. April): „Tu doch ja Dein möglichstes, um alle diese Albernheiten wieder gut zu machen, um des romulischen Hofrats Sieger zu werden. Am besten wäre es, wenn er Cartons druckte. Die nackten Musensöhne hinten auf dem Umschlag sind entsetzliche Kreaturen. Man könnte sich den Kinderling fast daran verekeln. Es sind, wie einmal ein Maler für Arabesken in Rechnung brachte, arge Bestien.“ Aehnliche Schmeicheleien, mitunter auch etwas derbere, finden sich nun öfters in Fouqués Briefen, bis wir schließlich am 22. September 12 folgendes lesen: „Also diesem Gezücht“ (Salfeldsche Buchhandlung unter der Direktion des Hofrats Römer) „sagen wir uns auf alle Weise ab und suchen einen anderen Verleger. Finden wir keinen — nun, so ist es besser, mit Ehren verschieden, als immer in schlechter Gesellschaft gelebt zu haben. Tu doch ja Dein möglichstes, uns einen verständigen Buchhändler zu verschaffen. Es wäre schade, wenn gerade jetzt die Zeitschrift unterginge, da sie sich einer allgemeinen Achtung und guter Aufnahme zu erfreuen scheint, und wir noch so wackere Beiträge, teils in Vorrat, teils zu erwarten haben.“ Ein neuer Verleger war also beschlossene Sache, und Neumann strengte nun seine ganzen Kräfte an, die „Fortdauer der fürwahr nicht unwürdig aufgetretenen und ebensowenig ungünstig empfangenen Zeitschrift“ zu sichern. Sollte sich aber trotzdem bei den Berliner Verlegern kein Resultat ergeben, so wollte Fouqué mit Apels Hilfe die Sache in Leipzig zustande bringen. Freilich war dies nur ein Ausweg in der Not, weil die örtliche Trennung zwischen Redakteur und Verleger die Schwierigkeiten ihres geschäftlichen Verkehrs bedeutend steigerte; zudem vermißte man nur ungern den Namen der vaterländischen Hauptstadt. Doch es sollte nicht so weit kommen, da sich Freund Eduard Hitzig schließlich, nachdem

ihn Neumann tüchtig bearbeitet hatte, bereit erklärte, die „Musen“ zu übernehmen. Hocherfreut über dies kaum erhoffte Ende der kritischen Musenzeit, jubelte Fouqué seinem Wilhelm zu: „Gott sei Dank, nun hat alle Not ein Ende, und ich darf die Freude über das Erscheinen eines neuen Musenheftes nicht immer mit dem Aerger über das verrückte Aussehen desselben erkaufen. Dank, teurer Bruder und abermals Dank.“ Den Jahrgang hatte indes der alte Verleger noch zu Ende geführt.

Im ersten Heft des zweiten Jahrganges nun wenden sich die Herausgeber in einem Vorwort an Schriftsteller und Publikum, um ihnen Kenntnis von der veränderten und verbesserten Fortsetzung der „Musen“ zu geben. Es wird darin zur weiteren Teilnahme an der Zeitschrift aufgefordert, die infolge der günstigen Aufnahme mit sicherer Aussicht auf guten Erfolg fortgeführt werden könne. Ihre äußere Gestalt verbesserte sie insofern, als der Stoff statt in vier von nun an in sechs Jahreshefte verteilt wurde. So erschien alle zwei Monate ein Heft, das an Umfang allerdings um ein gutes Drittel gegen das frühere Vierteljahrsheft verkürzt ist. Die innere Gestalt blieb dieselbe, d. h. „es sollen auch fürderhin in ihr solche Erzeugnisse der Wissenschaft und Kunst niedergelegt werden, die der Beachtung und Erhaltung würdig durch Vereinzelung leicht übersehen werden und so verloren gehen. Dieser Zweck umfaßt ein großes Gebiet, da er nichts ausschließt, woran sich auf der gegenwärtigen Stufe der Bildung eine allgemeine Teilnahme erwarten läßt.“ Diese Ankündigung, die „An die Leser“ überschrieben ist, steht am Kopf des ersten Heftes 1813 und ist aus der Feder Neumanns geflossen.

Kaum daß nun dieses erste Heft den Weg ins Publikum genommen hatte und vornehmlich Neumann eifrig mit der Vorbereitung des zweiten beschäftigt war, erscholl anfangs Februar 1813 des Königs Aufruf „An mein Volk“ durch die preußischen Lande. Sofort meldete sich Fouqué als freiwilliger Jäger und machte sich noch im Februar als Führer der Freiwilligen aus seinem Kreis auf den Marsch zu seinem König nach Breslau. Auch Neumann wollte sich in die Reihen der vaterländischen Streiter stellen, wurde aber infolge seiner schwächlichen Körperbeschaffenheit, die den Anstrengungen des Feldlebens schwerlich lange widerstunden hätte, nicht angenommen. Er verblieb also weiter als Redakteur den „Musen“ und Gehilfe in der Hitzigschen Buchhandlung in Berlin, so daß also trotz der Abwesenheit Fouqués die Zeitschrift ihren Fortgang nahm, da einmal das Material für die nächsten Hefte größtenteils schon geordnet vorlag, und andrerseits Hitzig den abwesenden Freiheitskämpfer teilweise ersetzte. Neumann war aber fortwährend darauf bedacht, auf irgend eine

andere Art wie als Feldsoldat der vaterländischen Sache zu dienen, und so erhielt er schließlich im Herbst eine Stelle beim Feldkommissariat, die er alsbald antrat. Jetzt war den „Musen“ die letzte Stütze ihrer ursprünglichen Leitung genommen, während zugleich auch das Interesse des Publikums durch die äußeren politischen Ereignisse von dem literarischen Leben abgelenkt worden war. Nun stellten die „Musen“ nach dem dritten 1813, das sowieso sehr verspätet herausgekommen war, ihr Erscheinen vorläufig ein, und es war äußerst ungewiß, ob sie je wieder weiter geführt würden. Inzwischen waren die Tage von Leipzig herangekommen, die Napoleons Schicksal entschieden: Die Franzosen flüchteten über den Rhein, die Verbündeten drängten ihnen nach. Noch bevor die letzteren übersetzten, war Fouqué infolge seiner durch die Kriegsstrapazen ganz geschwächten Gesundheit gezwungen, seinen Abschied einzureichen. Sofort erhielt er diesen mit Ehren bewilligt, und krank und matt trat er die Rückkehr nach seiner Heimat an. Nach kurzem Aufenthalt in Weimar, wo er im Schopenhauerischen Hause Goethes Lobsprüche und die Anerkennung des dortigen literarischen Kreises entgegennehmen durfte, gelangte er nach Nennhausen, um hier als Kranker die Kampf- und Siegesnachrichten aus Frankreich zu empfangen. Doch nahm er alsbald seine literarische Tätigkeit wieder auf und faßte unter anderem den Plan, die „Musen“ wieder weiterzuführen. Er bereitete nun aus dem noch aufgespeicherten Material von Beiträgen das erste Heft für 1814 vor, das auch bald erschien. Im Eingang desselben wurde dem Publikum der Grund des letztjährigen Aufhörens der Zeitschrift bekanntgegeben und ihre Fortsetzung eingeleitet. Die äußere Einrichtung blieb dieselbe bis auf den Umstand, daß die einzelnen Hefte nicht mehr den Aufdruck der Monate trugen, sondern bloß als erstes, zweites ꝛc. Heft bezeichnet wurden. Fouqué bezweckte mit dieser Anordnung, daß er sich nicht auf die bestimmte Zahl sechs der in einem Jahr zu liefernden Hefte festlegen mußte, sondern daß er je nach Vorrat an brauchbaren Manuskripten beliebig viel Hefte erscheinen lassen konnte. Als Redakteur war Neumann noch mitgenannt, da Fouqué jedenfalls hoffte, sein Freund werde nach Beendigung des Krieges zu seiner alten Beschäftigung zurückkehren. Diese Hoffnung aber erfüllte sich nicht, da Neumann aus praktischen Gründen es vorzog, in seiner amtlichen Stellung mit festem Einkommen zu verbleiben, wo er 1815 zum Kriegskommissarius befördert wurde. Er hielt sich dabei in den Niederlanden und in verschiedenen Städten des Rheinlandes auf, von wo er erst 1818 in derselben Stellung in den Kreis seiner Freunde nach Berlin zurückkehrte. Den „Musen“ aber war nach ihrer Auferstehung von 1814 nur noch ein kurzes Leben beschieden

gewesen. Das Interesse des Publikums am literarischen Leben hatte sich noch nicht wieder gefunden, und so fehlte es der Zeitschrift nicht nur an Lesern, sondern auch an Mitarbeitern. Mit wenig Freude und mehr Mühe vereinigte Fouqué den noch von den Vorjahren übriggebliebenen Vorrat an Beiträgen zu einigen Heften. Da erschütterte ein äußeres Ereignis die sowieso nicht mehr große Musenenergie Fouqués: Am 22. Mai 1814 starb die junge und schöne Gattin Hitzigs, was diesen veranlaßte, im Herbst sein buchhändlerisches Geschäft aufzugeben und in den Staatsdienst überzutreten. Hitzigs praktischer Hand beraubt, die an Stelle Neumanns die engeren Redaktionsgeschäfte der „Musen" geleitet hatte, dachte Fouqué zwar noch nicht gleich an endgültige Aufgabe der Zeitschrift; er hatte aber offenbar die meiste Freude an diesem ihm einst so lieben Geschäfte verloren, auch wenn ihm nicht noch die Suche nach einem neuen Verleger erstanden wäre. Es fehlte ihm eben das, was ehedem notwendige Bedingung für die Entstehung der „Musen" gewesen war: der gleichgesinnte und gleichstrebende Freund.

So fand die Zeitschrift mit einem dritten Heft 1814, das erst im Spätsommer erschienen war, ihr Ende.

Ich weiß, daß meine Ausführungen bis jetzt kein genügendes Bild von der historischen Entwicklung der „Musen" gegeben haben. Dazu wäre nötig gewesen, die einzelnen Beiträge mit in die geschichtliche Darlegung zu verweben. Da aber die öfters nötige Ausführlichkeit in der Behandlung einzelner Beiträge geradezu selbständiges Interesse fordert, so wäre die geschichtliche Darstellung an vielen Stellen so stark unterbrochen worden, daß sich erst recht kein einheitliches Bild der historischen Entwicklung ergeben hätte. Deswegen hielt ich mich an die Verteilung in zwei selbständige Hauptteile, die sich aber doch gegenseitig so ergänzen sollen, daß mein Streben nach einem einheitlichen Bild von Erfolg sein möge.

Ich gehe nun an die Behandlung der einzelnen Beiträge und halte mich dabei an folgende Einteilung: Zuerst diejenigen Aufsätze, die wissenschaftlichen Charakter, mehr oder weniger, tragen; dann die poetischen Beiträge in Vers und Prosa; und zuletzt die literarischen Rezensionen und Kritiken.

Die wissenschaftlichen Beiträge.*)

Ueber den Mythos der Sintflut von Philipp Buttmann.

(1812, I.)

Diese Abhandlung wurde, wie gleich unter dem Titel bemerkt ist, „Vorgelesen in der kgl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, den 30. Januar 1812 von Philipp Buttmann," der seit 1808 ord. Mitglied dieses Instituts war. In den Abhandlungen der Berliner Akademie ist diese Vorlesung zwar nicht abgedruckt, doch bezeugt ein kurzer Bericht von der öffentlichen Sitzung am 24. Januar 1812, daß Buttmann hier seine Abhandlung vorgelesen hat. Außer dem Druck in den „Musen" übergab er sie nochmals der Öffentlichkeit, und zwar bildet sie als zweite verbesserte Ausgabe Berlin 1819 eine selbständige kleine Broschüre; wesentliche Verbesserungen gegenüber dem ersten Druck sind aber nicht gemacht.

Nach dem Thema des Aufsatzes könnte man vermuten, der Verfasser suche mit seiner Forschung an der göttlichen Wahrheit der Bibel und somit an der christlichen Religion zu rütteln. Dann erschiene es allerdings sonderbar, wie sich Fouqués biblischer Offenbarungsglaube dazu hätte verstehen können, die Abhandlung für seine Zeitschrift zu gewinnen. Buttmann betont aber gleich in der Einleitung, daß seine quellenkritische Untersuchung keineswegs eine „Gefährdung der Religion bedeute" und er schließt das Ganze ausdrücklich mit dem Wunsch, „daß doch niemand sein möge, der da glaube, daß er die Würde der biblischen Denkmäler schmälere, wenn er ihren einfachen poetischen Ursprung zu entdecken strebe". Der eigentlichen Untersuchung folgt noch ein Nachtrag, an dessen Ende wir durch eine allgemeine Bemerkung wichtigen Einblick in die neue Auffassung der Wissenschaften, vornehmlich ihre Entwicklung, wie sie sich vor und um jene Zeit Bahn gebrochen hat, gewinnen. „Auch die vorzüglichsten Köpfe einer Zeit vermögen den Standpunkt ihrer Zeit entweder gar nicht oder nur um weniges zu verändern. Das Fortschreiten in den Wissenschaften geschieht nicht durch den Willen und das Vermögen des Einzelnen, sondern ist ein

*) Die beigegebenen Zahlen bezeichnen jeweils das einzelne Heft der „Musen", in dem der betreffende Beitrag gedruckt ist.

Werk der Zeit und ganzer Generationen.“ Diese für uns selbstverständlich gewordene Erkenntnis ist in jenen Jahren, in denen der Grundstock aller unserer modernen Historie gelegt wurde, selten bestimmter und klarer ausgesprochen worden, weshalb ich sie hier erwähnt habe.

Wir wissen, daß Fouqué ziemlich ausgedehnte Beziehungen zu den Berliner Universitäts- und Gelehrtenkreisen unterhalten hat, und sein Verhältnis zu Buttmann ist schon dadurch genügend charakterisiert, daß, wie schon oben erwähnt, dieser den Anstoß gab, damit die neue Zeitschrift den Titel die „Musen“ erhielt.

In gewissem Gegensatz zu dieser Abhandlung Buttmanns, die immerhin von rationalistischen Tendenzen stark beeinflußt ist, steht eine andere von Christian Gottfried Schniebes:

Stimmen des Christentums. (1812, II.)

Darstellung der Religion als Glaube. (1812, III.)

Marheineke, Professor für Theologie an der Berliner Universität, war von Fouqué für seine „Musen“ gewonnen worden, konnte aber vorerst sein Versprechen eines Beitrages nicht einlösen, weshalb er den jungen Theologen Schniebes an Fouqué empfahl. Dieser, 1812 wahrscheinlich noch in Berlin, 1813 Nachmittagsprediger an der Universitätskirche in Leipzig,*) wo aber über seinen Aufenthalt nichts bekannt ist, von 1814 an Diaconus zu Lützen, konnte Fouqué alsbald mit einem Beitrag dienen. Damit nun bewegten sich die „Musen“ in dem christlichsten Fahrwasser, in das sie je gerieten und überhaupt geraten konnten.

Gleich in der Einleitung zu seinem Aufsatz überzeugt man sich von den streng positiven, ja orthodoxen Prinzipien, von denen Schniebes ausgeht; denn er beklagt mit aufrichtiger Trauer die gegenwärtige Zeit mit ihrer Vergötterung der Vernunft nebst ihrem ganzen Gefolge des Unglaubens. Hierin sieht er den Grund, wenn ein Volk von seiner Höhe herabsinkt, und seiner Ausartung entgegenschreitet. Er beruft sich darauf, daß die Geschichte es dargetan hätte, daß die Religion eines Volkes der verborgene Grundkeim seiner geistigen Bildung und Wissenschaft und Kunst sei, daß die Blütezeit der Völker, die Staffeln ihres Glückes und ihrer irdischen Herrlichkeit die Zeiten ihrer Religiosität seien. „Wenn nun aber die Menschen die alte Muttersprache von himmlischen Dingen verlernt haben und nicht mehr verstehen, so können sie sich (wie z. B. in unsern Tagen der Wissenschaft und Gelehrsamkeit) über irdische Dinge nicht mehr verständigen; wenn wir keinen Himmel mehr haben und Glauben, so ist auch die Erde kein sicherer Grund mehr für uns.“ Hierauf fragt er nach dem Wesen der

*) Meusel XX, 235.

Religion überhaupt und spricht zuerst vom Pantheismus, wie er jetzt fast allgemein durchgedrungen sei, wie auch „der erste Dichter der Deutschen sage: Gefühl ist alles, Wort ist Hauch und Schall.“ Dann entwickelt Schniebes seine eigene Ansicht von dem Wesen der Religion und schließt die Einleitung mit dem Vorwurf gegen die Wissenschaft der Theologie, daß sie neben sich noch eine Vernunftsreligion anerkenne; besonders armselig nennt er die sogenannte biblische Dogmatik, die zugleich ein Tummelplatz aller möglichen antiquarischen und historischen Gelehrsamkeit sei. In dem nun folgenden Hauptteil: Religion als Glaube entwickelt Schniebes als strenggläubiger Christ die dogmatischen Glaubenssätze der christlichen Kirche, indem er vor allem den Offenbarungsglauben betont, auf dem bekanntlich auch Fouqués Religiosität fußte. Hier weist er nun besonders auf die sogenannte Aufklärung hin, die er als den größten Gegner des religiösen Glaubens bezeichnet. „Allerdings scheint ihre Blütezeit vorüber zu sein und man fängt an, sie als einen toten Hund zu behandeln, den man, statt ihn ritterlich zu bekämpfen, bloß mit Füßen tritt.“ Eine Untersuchung über das eigentlich wahre Wesen der Aufklärung fördert ihr Grundübel zutage, das darin besteht, daß der Kritizismus, der letzten Grundes doch ein Damm gegen allen Dogmatismus sein soll, sich selbst als Dogmatismus fixiert habe. In nicht ungeschickter Weise wird dies näher ausgeführt. Dabei kommt er auch auf die neuerdings angestellten Untersuchungen über die Echtheit des alten Testamentes, welche größtenteils dahin ausgefallen waren, „daß die einzelnen Schriften weder alle aus der Zeit, noch von den Verfassern, denen man sie bisher zugeschrieben hat, herrühren können, sondern daß sie aus späterer Zeit und von anderen Männern zusammengetragen, ausgeschmückt und erweitert, zum Teil Produkte nationaler, religiöser, epischer Poesie sind. Keineswegs verliert aber deshalb die heilige Schrift ihren wahren Wert als geoffenbarte Religionsurkunde.“

Wir erinnern uns da ähnlicher Worte Buttmanns, an dessen Arbeiten Schniebes zweifellos bei seinen Ausführungen dachte. Es ist aber doch ein bestimmter Gegensatz nicht zu verkennen, der eben in dem verschiedenen Standpunkt begründet ist, von dem beide Männer ausgingen.

Die ganze Abhandlung von Schniebes mit ihrer immerhin „gemittelalterten“ Einseitigkeit in ihrer Tendenz war den „Musen“ keineswegs von großem Nutzen. Wir hören verschiedene Beschwerden über diesen Artikel, so von Adolf Wagner in Briefen an Fouqué und ferner in einer allgemeinen Kritik über die „Musen“ im „Morgenblatt“. Für uns aber ergibt sie einen wichtigen Ausblick auf den Zusammenhang von Aufklärung,

Religion und Romantik. Für unsere objektive Bewertung kommt natürlich die Stimme im antiromantischen „Morgenblatt“ weniger in Betracht, um so mehr aber die Auslassungen Adolf Wagners, die durch ein gesundes Gefühl hervorgerufen wurden, das in gleicher Weise die rationalistischen wie romantischen Tendenzen mit gesunder Kritik in sich aufgenommen hatte. Gerade dieses charakteristische Merkmal in Adolf Wagners Wesen bestätigt sich in folgendem Artikel, den er den „Musen“ überlassen hatte:

Ueber Mystizismus und Schwärmerei. (1812, II.)

Diese Abhandlung ist allerdings nicht zu den rein wissenschaftlichen zu zählen; doch glaube ich sie in obigem Zusammenhang hierherstellen zu dürfen, wenn ich noch als Grund angebe, daß sie für uns ein willkommenes Zeugnis des Kampfes zwischen Aufklärung und Romantik ist, der noch in jenen Jahren manchmal gedämpft zum Ausbruch kam.

Die nähere Berührung Fouqués mit dem Privatgelehrten Adolf Wagner aus Leipzig entstammte einem günstigen Urteil Wagners, das er über Fouqués „Eginhard und Emma“ in einem Briefe an seinen Freund Hitzig aussprach. Davon erfuhr Fouqué natürlich und benutzte die Gelegenheit durch einen Dankesbrief an Wagner (17. Juni 1811) dessen nähere Bekanntschaft zu machen. Alsbald entspann sich ein reger Briefwechsel bis Ende 1812, worauf wir von den beiden nicht mehr viel vernehmen. Es war selbstverständlich, daß Fouqué Wagner für seine „Musen“ zu gewinnen suchte, und dieser zeigte sich alsbald seinem neugewonnenen und geschätzten Freund gefällig; so finden wir schon im zweiten Musenheft einen Beitrag Wagners.

Mit seinem Aufsatz nun wendet sich Wagner gegen die Anhänger jenes einseitig aufgeklärten Rationalismus, die mit „bauernstolzem Verstandesdünkel alle nicht ihresgleichen belächeln, verhöhnen und mit dem Vorwurf des Mystizismus abgetan wissen wollen“. Mit klaren Worten, voll Ueberzeugung, hält er diesen Leuten entgegen, daß in allem Ding in der Welt ein innerster Geist, eine Seele, eine Liebe der treibende Faktor zu aller Tat ist, ein Etwas, das schließlich das Sein selbst genannt wird. Er meint damit das Leben selbst, wie es uns in jedem Augenblick unseres Seins entgegentritt: die Wunder, daß wir beim Oeffnen der Augen sehen, beim Auftun unserer Ohren hören ꝛc. (Dabei weist er auch auf die von glaubwürdigen, vorurteilsfreien Männern hinlänglich begaubigten Erscheinungen des tierischen Magnetsmus hin.) Dies alles Durchdringende, dies Verhältnis des Einzelnen zum Ganzen, dies allein Wahre ist, obwohl irdischen Sinnen nicht faßbar, nichtsdestoweniger vorhanden, und kann durch das ab-

sprechende Leugnen ebensowenig an seinem Wesen und Sinn verlieren, als das holde Licht durch das Ableugnen des Blindgeborenen verlieren kann. Die herzerfreuende Anerkennung dieser Wurzel alles Lebens in der Welt kann sicher nicht Mystizismus genannt werden. Mit widerwärtigstem Bauernstolz auf ihre Aufklärung haben solche (siehe unten!) Leute begonnen, Jakob Böhme zu höhnen und zu schmähen, um auch vor dem „echten Genius des edlen Unglücklichen, Heinrich Kleist, nicht halt zu machen. Auch ihn nannten sie einen unsinnigen Schwärmer, als er im Käthchen von Heilbronn die unergründliche Tiefe der Liebe, des Gehorsams und der Treue in kecker, tiefer, freudeglühender Dichtung darstellte. Ja, als der biedere Kleist in Verwirrung seiner Kraft ihr eigenes Opfer ward, da sandten sie ihm, und der Mitgenossin seines Unglückes — einer Frau die Männer! — empörende Flüche, und rohe, frevliche Sarkasmen in die Erde nach, als ob nicht auch die irrende Kraft weit heiliger wäre, als ein schwächlicher Irrtum! . . . . . Kleist war ein edles Gefäß deutschen Sinnes, und Jammer und Schade, daß er es so übermütig zerschlug. Darum sollen aber die Hunde unter dem Tisch nicht bellen." Wagner schrieb in einem Brief an Fouqué, er möge nach eigenem Belieben die Worte über Kleist beim Druck des Ganzen auslassen, worauf Fouqué antwortete: „Wie hätt ich die herrlichen Worte von Kleist auslassen sollen! . . . . . Sie mögen überdem um so passender in einer von mir redigierten Zeitschrift stehen, da das „Morgenblatt" meine Aufforderung wegen des darin abgedruckten Schmähangriffs auf den edlen Toten nicht bekannt machen zu wollen scheint, und es mir unnötig vorkommt, darauf zu dringen, denn der Gegner zieht sich bereits vor der Erklärung A. G. Eberhards in Halle mit trotziger Scheu zurück, auf eine ebenso gemeine Weise, als er den Ausfall begonnen hat." Dieser „Ausfall" ist ein Artikel im „Morgenblatt" Nr. 310 von 1811: „Oeffentliche Seligsprechung und Vergötterung des Mords und Selbstmords in Deutschland" und hat den Antiromantiker F. C. Weißer zum Verfasser, der sich hier gegen Kleists Verteidiger Johannes Falk wandte; Kleist wird als einer der berüchtigtsten Jünger der berüchtigten romantisch-mystischen Schule genannt. Darauf antwortete A. G. Eberhard in einer Appellation *) an die Ankläger und Richter Heinrich von Kleists. Nun brachte das „Morgenblatt" 1812 Nr. 47 und 48 einen neuen anonymen Artikel als Antwort, worauf Eberhard nochmals in seiner „Salina" 1812, II, S. 104—16 seine Stimme für Kleist erhob. Auf dies hin verstummte das „Morgenblatt" mit

*) „Salina" 1812, I, S. 229—40.

seinen Schmähangriffen, nachdem zugleich die Redaktion Zuschriften von Fouqué und Arnim zur Veröffentlichung erhalten hatte, die sich gegen den schmählichen Kleistschänder wandten.

Ziemlich am Schluß seiner Abhandlung kommt nun Wagner endlich darauf zu sprechen, wo denn eigentlich Mystizismus und Schwärmerei zu suchen seien und gibt dann folgende Antwort: „Da wo irgend eine Einzelheit des menschlichen Seins vorschlägt und sich in der Geisterwelt oder im Leben, oder in beiden zugleich vordrängt und geltend zu machen strebt, das Besondere zum Allgemeinen, das Einzelne zum All verkehren will, und von jener die Früchte erwartet, die nur dies trägt. Denn hier wird immer eins dem andern in blinder Befangenheit geopfert, die Welt dem Geist, oder der Geist der Welt, und innerhalb des Geistes das Gefühl dem Verstande oder der Phantasie, oder umgekehrt. Ein dumpfes, kaltes Brüten und Grübeln, ein unbesonnenes Trennen, Zerstückeln des Seins, ein sehnsüchtiges Irren und schwebendes Treiben, gestaltlos und weichlich, wie Rauch ꝛc. . . . . das sind die Zeichen des Mystizismus und der Schwärmerei.“ Ueberdenkt man diese Worte Wagners in Beziehung auf die Fouquéische Romantik etwas genauer, — und deswegen habe ich sie wörtlich angeführt — so will einem dünken, daß auch diese nicht ganz von Mystizismus und Schwärmerei freizusprechen sei. Wohl kam dies Fouqué damals kaum zum Bewußtsein, und dann waren es vor allem die Worte Wagners über Böhme und Kleist, vornehmlich aber die doch am stärksten in die Augen springende Tendenz gegen die Aufklärung, was doch alles ganz nach Fouqués Sinn war, so daß nicht wunderlich erscheint, daß Fouqué den Artikel mit Freuden in seine „Musen“ aufnahm.

Die obige Erwähnung des tierischen Magnetismus und seine Beglaubigung durch vorurteilsfreie Männer führt uns zu einer Abhandlung, die von einem ebensolchen Manne stammt und gleich im ersten Heft der „Musen“ abgedruckt war:

Ueber den Lebensmagnetismus

von Karl Christian Wolfart. (1812, I.)

Wolfart war seit 1807 praktischer Arzt in Berlin und seit 1810 Privatdozent an der neugegründeten Universität daselbst. Seit 1811 gab er eine Zeitschrift „Askläpeion“ heraus, ein medizinisch-chirurgisches Wochenblatt, und hier finden sich seit Juni 1811 Aufsätze von ihm über den Lebensmagnetismus, wie ihn Anton Mesmer entdeckt hatte und nun der Welt verkündete. Gerade um die Zeit von 1811/12 kam der Mesmerismus in Berlin zu vollster Blüte, und so wurde unter Hufelands Vorsitz eine Kommission zu seiner Prüfung als Heilmittel eingesetzt, und

Wolfart zu Mesmer nach Frauenfeld geschickt, um sich mit der Handhabung des tierischen Magnetismus vertraut zu machen. Als begeisterter Anhänger der Mesmerischen Lehre kehrte Wolfart nach Berlin zurück und erweiterte noch bedeutend den Kreis seiner Propaganda, die er fortan während seines ganzen Lebens betrieb. Wolfart war auch rein literarisch tätig, vornehmlich seit der Zeit seines absoluten Mesmerismus, und hier gehörte er zu jenem literarischen Kreis in Berlin, dem Adam Müller und Bernhardi vorstanden. „Eine Berlinische Dramaturgie", die aus diesem Kreise hervorging, hatte neben den Genannten auch Büsching, Theremin und Wolfart als Mitarbeiter, und aus dieser Vereinigung heraus entstanden des letzteren Beziehungen zu den „Musen".

Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten
von J. G. Fichte. (1812, II. u. IV.)

Die Beziehungen Fichtes zu den „Musen" habe ich bereits oben geschildert, und es erübrigt nur noch, die persönlichen Beziehungen zwischen Fichte und Fouqué darzulegen, und dies um so mehr, als die völlige Verschiedenheit ihrer Charaktere das brüderliche Du eigenartig erscheinen läßt.

Beide Männer wurden miteinander bekannt durch die Vermittlung Bernhardis, der beider Freund war, etwa um die Jahreswende 1805/06. Fouqué war schon damals „keineswegs mit dem Philosophen über die höchste Anschauung einig, sondern hielt vielmehr an seinem Jakob Böhme, wenn einstweilen auch nur noch ahnungsdämmernd, fest. Doch es freute und erhob ihn die kraftvolle Fichtesche Dialektik, mehr noch der hohe Charakter des Mannes selbst. Fichte dagegen erkannte gerne die poetische Gabe seines befreundeten Gegners an, wie auch dessen ideales Streben nach Wahrheit, fern und los von aller schwächlichen Nachtreterei, und neigte sich ihm stets vertraulicher entgegen." Dieser eigenen Schilderung Fouqués*) merkt man an, daß er sich äußerlich mit Fichte auf dieselbe hohe Warte stellte, im Innern aber doch deutlich von der Verschiedenheit ihrer intellektuellen Begabung überzeugt war. Das sehen wir ja schon aus meiner obigen Darlegung, wie sich Fouqué im privaten Verkehr Fichte gegenüber beinah in Demut beugte. Ueberdies sind Fouqués obige Worte in seinem höchsten Alter geschrieben, und Schilderung zu seinen Gunsten ist bekanntlich ein Charakteristikum, das seiner Lebensgeschichte anhaftet. Ein privater Bericht über das gegenseitige Freundschaftsverhältnis von Fichtes Hand hätte wohl etwas anders gelautet als Fouqués Schilderung. Denn daß das Verhältnis auf beiden

*) Lebensgeschichte S. 269.

Seiten gleichwertig eingeschätzt wurde, darf man wohl mit Recht verneinen; sicherlich tat sich Fouqué bedeutend mehr auf Fichtes Freundschaft zugute. Dies lag einerseits in ihrer beiden verschiedenen Veranlagung für Freundschaft, andererseits in dem scharfen Kontrast von Genialität und talentvoller Sentimentalität.

Was nun den Fichteschen Beitrag selbst anbelangt, so umfaßt er zwei von fünf Vorlesungen, die Fichte im Sommer 1811 gehalten hatte. Die übrigen drei Vorlesungen wurden erst später mit Wiederholung der beiden ersten in den Nachgelassenen Werken III, 147 ff. gedruckt. Mit diesem einen Beitrag gehen die „Musen" eigentlich über den Rahmen ihres Programms hinaus; denn die sehr schwere Verständlichkeit der „Vorlesungen" und ihre streng wissenschaftliche Form überhaupt machten sie von vornherein nur für eine kleinere Anzahl von Lesern geeignet; und gerade dies sollte in den „Musen" vermieden werden. Man geht also keineswegs fehl, wenn man behauptet, daß sich die Musenredaktion lediglich wegen des Namens seines Verfassers so sehr um einen Fichteschen Beitrag bemühte.

Fichte war den „Musen" noch ein zweitesmal gefällig, und diesmal war es ein Beitrag, der im Gegensatz zum ersten beinah populär geschrieben ist; er führt die Ueberschrift:

Ueber Machiavell als Schriftsteller und Stellen aus seinen Schriften. (1813, II.)

Schon früh hatte Fichte begonnen, sich mit dem Italienischen zu beschäftigen, um sich dadurch die italienische Literatur, hauptsächlich Dichtungen, im Urtext zugänglich zu machen. Da aber sein Leben in immer sich steigernder Weise seiner „Wissenschaftslehre" angehörte, so fand er für andere Beschäftigungen verhältnismäßig wenig Zeit. Die einzige Ausnahme bildet die Zeit von Preußens tiefster Erniedrigung, in der ihn politische Ziele von seiner reinen Wissenschaft ablenkten. Ende 1806 war der Berliner Hof bekanntlich vor Napoleon nach Königsberg geflohen, und Fichte hatte dasselbe getan. Hier beschäftigte er sich nun in seinen Mußestunden wieder mit dem Italienischen, indem er einige Stücke aus Dante übersetzte und besonders Machiavellis Leben und Schriften studierte. Im Anschluß daran entstand dann die Abhandlung, wie wir sie vor uns haben. Schon damals erschien sie im Druck und zwar in Frhr. von Schrötters und Max von Schenkendorfs „Vesta". Den Zweck, den er mit der Veröffentlichung seines Aufsatzes verfolgte, gibt er in folgenden Worten an: „Die Blätter sind bestimmt, beizutragen zur Ehrenrettung eines nicht unbekannten und nicht unberüchtigten Mannes." Aus der ganzen Anlage und dem Ton der Abhandlung aber ist kaum zu verkennen, daß Fichte bei der Verarbeitung des Stoffes noch von einer innerlichen

Triebfeder geleitet war: Er wollte mithelfen, das eben völlig zerschlagene Vaterland nicht ganz versinken zu lassen und war so bestrebt, seinem Vaterland den Geist der Kühnheit und Konsequenz vorzuhalten, der die Werke und Taten des edlen Florentiners erfüllt. Man spürt schon manchmal die überzeugende Kraft der bald folgenden „Reden an die deutsche Nation“, welche als die erste Aufforderung zur Erhebung aus dem nationalen Unglück mit ihrer männlichen Kühnheit weit in den deutschen Landen zündeten.

Die „Vesta“ fand aber wenig Verbreitung, und so wurde die Abhandlung kaum außerhalb Königsberg bekannt. (Zwei Jahre später, also 1809, erhielt Fichte dann von einem „ungenannten Militär“ aus Königsberg ein Schreiben, das durch den Aufsatz veranlaßt war und ihm laute Anerkennung zollte.) Die geringe Verbreitung also, dann aber vor allem Fouqués wiederholte Bitten um einen Beitrag bewogen Fichte wohl, seinen Aufsatz noch einmal zu veröffentlichen. In den Nachgelassenen Werken (III, 401 ff.) ist dann der letzte Abdruck geschehen.

Erinnerungen an Ph. Jakob Spener

von Franz Horn. (1812, II.)

Franz Horn hatte sich 1810 als Privatmann in Berlin niedergelassen, nachdem ihn ein Nervenleiden genötigt hatte, aus dem öffentlichen Schulamt auszuscheiden. Trotzdem sich sein Gesundheitszustand nicht besserte, entfaltete er eine rege schriftstellerische Tätigkeit, gab Privatunterricht und hielt von Zeit zu Zeit Vorlesungen über schöne Literatur und andere Gebiete. Auch unterhielt er persönlichen Verkehr mit Gelehrten und Dichtern, z. B. mit Fichte, Woltmann, Kleist, Arnim, Brentano, Fouqué und vielen anderen. Der Umgang mit Fouqué war eine von den wenigen Bekanntschaften Horns, die sich zu einem innigen Freundschaftsbunde entwickelte, wenn auch nicht in der Weise, wie man enge Freundschaft in dem Fouquéschen Kreise sonst zu pflegen gewohnt war; an diesem Umstand trug eben der dauernde Krankheitszustand wesentlich mit Schuld. „Der Bruderbund zwischen Fritz und Franz“, wie Fouqué sein Verhältnis zu Horn nannte, hatte nicht seine kleinste Ursache in der christlich-frommen Gesinnung, die beide Männer mit gleicher Innigkeit beseelte. Diese Sinnesart Horns findet sich nun in allen seinen Beiträgen für die „Musen“. In dem vorliegenden Aufsatz gibt er einen kurzen Lebensabriß des „gottesgelehrten“ Pastors Jakob Spener, des Begründers des Pietismus und betont gleich zu Anfang, daß das Bild Speners schon oft tröstend vor ihm geschwebt habe und mit Recht uns allen sehr teuer sein dürfte ꝛc. . . . . . und schließt mit

den Worten: „Sollten wir unsere ganze Anerkennung dieses Mannes in wenige Worte zusammenfassen, so würden wir sagen, was wohl nur in gar seltenen Fällen mit vollendeter Wahrheit gesagt werden kann: Er war es in der Tat wert, das Höchste und Herrlichste, das Erhabenste und Beruhigendste, das Gott den Menschen verliehen hat zu predigen, das Christentum."

In derselben Weise behandelte Horn in einem zweiten Beitrag eine theologische Gestalt eines vergangenen Jahrhunderts, nämlich

Johann Kaspar Schade, (1814, III.)

einen etwas jüngeren Zeitgenossen Speners und mit diesem an derselben Kirche tätig. Ebenso wie Spener ist Schade ein „bedeutender Held des Christentums", beide von einander getrennt durch die Gegensätzlichkeit ihrer Charaktere: „In Spener war alles Ruhe, Klarheit und Gelassenheit; in seinem Freunde alles Eifer, Blut, Tränen und Flamme in Fülle und Reinheit." Die Angabe der Quellen für seine Arbeit schließt das Ganze.

Beide Aufsätze veröffentlichte Horn noch einmal, den ersten mit einer unbedeutenden Erweiterung, in seinen: „Freundlichen Schriften für freundliche Leser", Nürnberg 1817; hier besagen zwei Anmerkungen, daß der erste Aufsatz im Frühling 1812, der zweite im Frühling 1814 geschrieben ist.

Ueber den Einfluß der den Juden in Spanien im Mittelalter bewilligten Vorrechte auf die Staatsverfassung und das öffentliche Wohl.

Aus dem Dänischen*) des Herrn Etatsrats und Ritters Moldenhaver, übersetzt von Friedrich Rühs. (1812, I.)

Friedrich Rühs, ord. Professor für Geschichte an der neu gegründeten Universität zu Berlin, beschäftigte sich vornehmlich mit dem Studium der nordischen Reiche. Daneben widmete er sich mit dem Aufkommen der germanischen Wissenschaft auch dem Studium der nordischen Literatur, besonders der isländischen; freilich ist sein Standpunkt hier einseitig und unrichtig, weshalb sich eine Polemik zwischen ihm und den Brüdern Grimm entspann. Näheres darüber in einem späteren Abschnitt.

Die vorliegende Abhandlung nun, die Rühs eine „sehr gründliche und schätzbare" nennt, dazu noch weitere derartige Arbeiten Moldenhavers waren für Rühs der Anstoß für seine Beschäftigung mit der Frage der „Jüdischheit" in Deutschland. Das Resultat derselben waren allerdings nur einige Bruchstücke, die er aber in

*) Das Original steht in de skandinaviske Literaturselskabskrifter 1806, tredje Quartal S. 122 ff.

einem späteren Werk: „Ueber den Verfall und Untergang der Deutschen Reiche“ noch bedeutend weiter ausarbeiten wollte. Schon aus dem Titel ergibt sich die Tendenz seiner Studien. Allerlei Zufälligkeiten hinderten ihn aber an der Ausführung des Ganzen. Er übergab daher die Ergebnisse seiner Studien in einzelnen Bruchstücken der Oeffentlichkeit, und einer solchen Veröffentlichung fügte Rühs seine Moldenhaverischen Uebersetzung nochmals als Anhang bei: „Ueber die Ansprüche der Juden an das deutsche Bürgerrecht; zweiter, verbesserter und erweiterter Abdruck. Mit einem Anhang über die Geschichte der Juden in Spanien. Berlin 1816.“ Nach den Ausführungen des Historikers Stern*) war es eben Rühs, der kurz vor dem Zusammenbruch der napoleonischen Herrschaft in Deutschland das Signal zum Emporwuchern einer antijüdischen Literatur gab, „in der alte Fabeln und neue Sophismen unentwirrbar verschlungen waren“. Dies vernichtende Urteil über Rühs als Historiker ist sicherlich nicht ganz berechtigt; eine Untersuchung in dieser Hinsicht liegt leider nicht im Rahmen dieser Darstellung. Es muß genügen, festzustellen, daß die Rühsischen Arbeiten in Moldenhavers Studien ihren Ursprung hatten.

Karl der Große. Eine Vorlesung.
Gehalten im Winter 1807/8. (1812,IV.)

Diese Abhandlung, die ohne genannten Verfasser in den „Musen“ stand, stammte von Johann Wilhelm Süvern, damals Staatsrat in der Unterrichtsabteilung im Ministerium des Innern zu Berlin. Auf Veranlassung Bernhardis hatte Fouqué an diesen um Beiträge geschrieben, speziell um die in der Humanitätsgesellschaft gehaltene Vorlesung (1811) über Karl den Großen, die bei den Zuhörern großen Beifall gefunden hatte, und Fouqué um des Gegenstandes und Verfassers willen besonders wünschenswert war. Süvern gab eine zustimmende Antwort und schickte sein Manuskript nach Fouqués Weisung direkt an Neumann. Weitere Beziehungen zu Fouqué und seinem Kreis existieren nicht. Die Geschichte der Vorlesung selbst ist folgende:

Im Frühjahr 1807 war Süvern als Professor für alte klassische Literatur an die Universität Königsberg berufen worden und begann in dieser Hinsicht seine akademische Laufbahn. Außerdem hielt er aber, über die Aufgaben seiner Professur hinausgreifend, im Winter 07/8 Vorlesungen über die politische Geschichte von Europa seit Karl den Graßen. Diese Vorlesungen machten alsbald soviel Aufsehen, daß Süvern bestimmt wurde, sie gleichzeitig „vor einem in jeder Hinsicht bedeutenden Kreise von Männern und Frauen zu halten“. Vielleicht gab er diesen außerakademischen

*) Alfr. Stern, Geschichte Europas seit 1815; I, 318.

Vorlesungen einzeln eine einheitlichere Fassung, was eben die uns vorliegende Vorlesung „Ueber Karl den Großen" bezeugen würde. Eine solche zweite, populäre Redaktion mag aber auch erst 1811 entstanden sein, als Süvern seine Vorlesung zum Vortrag in der Humanitätsgesellschaft aus seinen Manuskripten hervorsuchte. 1814 veröffentlichte er in H. Ludens „Nemesis" I. Bd., IV. Stück S. 429 ff. den Einleitungsvortrag zu seinen Vorlesungen. Während er hier ganz in der Bahn von Fichtes „Reden an die deutsche Nation" wandelte, fühlt man aus unserer Vorlesung diesen Geist wohl kaum, wenn man nicht die sehr kräftige Charakterisierung und Hervorhebung des germanischen Geistes in diesem Zusammenhang betrachtet. Das Ganze kann man mit vollem Recht ein treffliches Lebensbild Karls des Großen nennen, in dem uns klar und bestimmt Karls innere und äußere organisatorische Tätigkeit dargelegt wird, wobei weniger Rücksicht auf die großen historischen Ereignisse genommen wird, als vielmehr auf deren innerliche Beziehung zu dem Wirken Karls des Großen als dem „Begründer und Repräsentant eines neuen, von ihm eröffneten Zeitalters".

Ueber Aristides

Von Joh. Gottfried **W o l t m a n n.** (1813, I.)

Auf den Vorschlag von Franz Horn wurde Woltmann, Professor der Geschichte am Kgl. Kadettenkorps und der Kriegsschule, zur Mitarbeit an den „Musen" eingeladen. Auch hier handelt es sich insbesondere um den Aufsatz „Ueber Aristides", der Franz Horn bekannt und schon im Januar 1811 bei der Stiftungsfeier der Humanitätsgesellschaft vorgelesen worden war; auch diese Abhandlung gelangte direkt an Neumann.

Woltmann wollte mit seiner Untersuchung nicht etwa eine biographische Darstellung geben, sondern vielmehr die Persönlichkeit des Aristides mit größerer historischer Genauigkeit, als es bisher geschehen ist, betrachten. So mußte er dann zuerst die Schilderung des Plutarch als eine historisch ungenügende verwerfen und ebenso alle neueren, die sich mehr oder weniger auf den antiken Schriftsteller stützten: „Denn bis jetzt ist es noch nicht gelungen, das wahre staatsbürgerliche Verhältnis des Aristides zu erkennen." Um nun dahin zu gelangen, richtete Woltmann sein Augenmerk vor allem auf den Gegensatz von Aristokratie und Demokratie, und dadurch auf den Gegensatz zwischen Aristides und Themistokles (von dem schließlich in der Abhandlung ebensoviel die Rede ist wie von Aristides).

Der neue Geist, der im Anfang des 19. Jahrhunderts die historischen Wissenschaften in neue Bahnen lenkte, ist in dem Auf-

satz nicht zu verkennen, und darin beruht sein Wert. Die etwas schwerfällige Ausdrucksweise, die einem öfter entgegentritt, mag dem Aufsatz keineswegs zu der Flüssigkeit des Vortrages verholfen haben, die bei einer öffentlichen Vorlesung wünschenswert ist.

Wegtamsquida oder das Lied von Wegtamr.
Aus der älteren Edda in der Versweise des Originals
von Friedrich Majer. (1812, II.)

Als Fouqué im Jahre 1802 Goethe und Schiller in Weimar aufsuchte, lernte er dort auch Dr. Friedrich Majer kennen, der sich damals bald in Weimar, bald als Privatdozent in Jena aufhielt. Zwischen beiden knüpften sich freundschaftliche Beziehungen, die sie während ihres Lebens niemals ganz erlöschen ließen. Der „immer treue, wirklich gediegene, einfach vortreffliche Mensch", wie Majer von Brentano charakterisiert wird, begann um die oben erwähnte Zeit mit dem Studium der isländischen Sprache, um die in der jüngeren und älteren Edda enthaltenen Schätze der skandinavischen Mythologie lesen und verstehen zu lernen. Schon 1803 sandte er Uebersetzungen aus der jüngeren Edda mit philologisch-kritischen Bemerkungen an die bayer. Akademie der Wissenschaften, deren auswärtiges Mitglied er seit 1802 war. Proben von Uebersetzungen aus der älteren Edda veröffentlichte er zur selben Zeit in A. Bodes „Polychorda" I. Bd. 2. Heft, und zwar den gleichen Abschnitt, um den es sich hier handelt. Auf Fouqués Einladung hatte Majer eben kein Manuskript zur Hand, zumal er sich nicht leicht darein fand, Beiträge ohne Honorar zu geben, gestattete aber Fouqué in Aussicht eines Freiexemplars diese vor neun Jahren schon gedruckte Uebersetzung nochmals wiederzugeben. Bald darauf gab er dann Fouqué die Uebersetzung:

Thymsquida oder Hamarsheimt, das Lied von Thym oder die Wiedererlangung des Hammers, (1812, III.)

ebenfalls aus der älteren Edda. Beide Arbeiten versah er mit kritischen Bemerkungen, die sich aber nur auf die Erklärung von Eigennamen beschränkten und sehr selten auf Sprachliches Bezug nehmen. Im Jahre 1818, kurz vor seinem Tode, veröffentlichte Majer einen großen Teil Uebersetzungen aus den Edden unter dem Titel: Mythologische Dichtungen der Skandinavier, worin auch unsere beiden Uebersetzungen wieder abgedruckt sind. An diesem Buche übte Jakob Grimm folgende Kritik*): „Eine mittelmäßige Arbeit, die der sonst verständige und wohlmeinende Verfasser lieber nicht hätte sollen drucken lassen. Er versichert uns zwar, daß er bereits seit dem Jahr 1800 die isländische Sprache

*) Gött. Gel. Anzeiger 1819. III, 1506 ff.

studiert und die Edden gelesen habe; offenbar zog ihn, wie viele andere, der Inhalt dieser merkwürdigen Mythen an und die Sprache, worin sie verfaßt sind, beschäftigte ihn bloß nebenher. Es ist eine nachteilige Wirkung der den alten Quellen beigefügten Uebersetzungen in lateinischer oder neuer Sprache, daß sie die gründliche Erlernung der Urtexte zu verhindern pflegen. Hätte der Verfasser die altnordische Grammatik nur einige Monate ordentlich getrieben, oder will er es jetzt noch nachholen (Majer war bereits gestorben), so wird ihm nicht entgehen können, daß, um mit Erfolg Uebersetzungen aus der ziemlich schweren Edda zu versuchen, man über dergleichen Fehler und Mißgriffe hinaussehen müßte, als wir ihm zur Probe einige ungesuchte aus seinem Buche herausheben wollen." Grimm verzeichnet nun eine Anzahl sprachlicher Fehler, die er unter anderem auch unserer zweiten Uebersetzung, der Thymsquida, entnimmt. Zum Schluß seiner Rezension sagt er dann noch: „Wir bemerken noch, daß der Uebersetzer sich auch an die Alliteration des Originales binden will, schwerlich aber in ihren wahren Geist gedrungen ist, sonst müßte er wissen, daß er Rembuchstab durchaus nur auf sinnbedeutende Wörter und Wurzeln, nicht auf Nebenwörter und Partikel fallen kann."

Wie wir sehen, ist der wissenschaftliche Wert dieses Beitrags nicht allzu hoch einzuschätzen. Und nicht gerade sehr viel höher ist ein Beitrag zu werten, der Arnold Kanne zum Verfasser hat und den Titel führt:

Germanische Trümmer. (1814, I.)

Die Beziehungen Kannes zu den „Musen" wurden durch Adolf Wagner geknüpft, der seit seinem Aufenthalt in Jena (1798 bis 1800) mit Kanne eng befreundet war. Persönliche Berührungen mit Fouqué oder Neumann fanden nicht statt, sondern er ließ eben durch seinen Freund Wagner Fouqué seine „Germanischen Trümmer" anbieten. Dies geschah in einem Brief vom 24. Oktober 1812 mit dem Bemerken, daß unter dem Titel „Erklärungen mancher figürlichen und sprichwörtlichen Redensarten aus dem Mythus kurz und bündig" verstanden seien. Mit freudigem Herzen bat Fouqué alsbald um die Zusendung derselben und ließ Kanne für sein Anerbieten herzlich danken. Die Zusendung verzögerte sich aber, und Fouqué schrieb noch vor Jahresschluß „mit herzinnigem Verlangen" um Kannes Beitrag. Jetzt erhielt er das Manuskript von Wagner mit folgenden Worten: „Die Fortsetzung wird folgen, sobald Sie wollen. Zwei Exemplare des Abdruckes glaubt Kanne sich ausbitten zu dürfen; Ihre und Hitzigs Güte wird bestimmen. Freuen wird es Sie, auf dem freilich dem kriti-

schen Hellhausen unbekannten Wege das Altertum der Edda dem Wesen nach vindiziert zu sehen. Denn eben dies ist auch wichtig, daß das Einrücken und Einpassen des Einzelnen in das Ganze, dem es entnommen, die Kritik zu ihrer Urwürde, Vermittlerin zwischen Gemeinsamkeit und Unübertragbarkeit des Wissens zu sein, zurückgeführt, nachdem sie lange nur ein Sondern und Mäkeln zu sein sich begnügt hatte. Wollen Sie nun noch, wie Sie gesonnen waren, etwas über Kannes Bestreben sagen, so wäre es hier in einem Vor- oder Nachwort wohl passend, und dem Herausgeber der „Musen" glaubt man schon um sein selbst willen." Der Abdruck kam aber in den folgenden Heften nicht zustande, und so blieb die Abhandlung für ein ganzes Jahr im Musenarchiv liegen. Als Fouqué sie dann für das erste Heft 1814 hervorzog, wußte er nichts mehr über „Kannes Bestreben" zu sagen; jedenfalls finden sich keine Begleitworte Fouqués.

Die Abhandlung selbst, mindestens ein Teil derselben, stammt aus der Zeit, in der Kanne an seinem „Pangloſſum oder System aller Sprachen" arbeitete; er wollte in diesem Buch nachweisen, daß und wie alle Sprachen von einer Ursprache ausgegangen seien. Das Werk wurde zwar vollendet aber nicht gedruckt. Es ist nun zweifellos, daß unser Artikel stofflich mit diesem Werk zusammenhängt, vielleicht gar ein bestimmter Abschnitt daraus mit der nötigen Umarbeitung für die Einheitlichkeit ist. Die Bemerkung Kannes, daß er noch „manches von dieser Art" bereitliegen habe, mag als ein schwacher Beweis für meine Vermutung gelten. Die Hauptstütze dafür aber sehe ich darin, daß in unserer kleinen Abhandlung derselbe Grundgedanke herrscht, wie in dem oben angegebenen Werk, d. i. in der sprachlichen Erklärung der einzelnen Wörter soweit vorzudringen, bis der innerste Zusammenhang des „in Allem eins und Eines in allem" offenkundig ist. Die Hauptaufgabe dabei löst die Mythologie, in deren Umrahmung das Ganze steht. Erst in zweiter Linie kommt das Sprachliche. Durch diese methodische Verdrehung entstehen gar oft Irrtümer, in so geistreicher Weise die einzelnen Ideen durchdacht und ausgearbeitet sind.

Ein Beispiel dafür möchte ich anführen; und da bis heute noch keine endgültige etymologische Erklärung des Wortes „Lenz" gelungen ist, mag es von Interesse sein, und zwar, wie wir sehen werden, von einem heiteren, Kannes Erklärung zu hören:

„Nie hätten die Dichter diesen Namen zum poetischen Wort für den März genommen, wenn sie seinen Ursprung gewußt hätten, wie auch Homer so manches alte Beiwort nicht gewählt haben würde, wäre es ihm noch etwas anderes als ein altes Beiwort gewesen. Lenz hieß der Monat des Linsengerichtes. Heilig

war den Eleusinien und blieb den Pythagoraeern die Bohne, und der Gott, dem die Orphischen Mysterien geweiht waren, hieß davon der Bohnengott (Bakchus, κυαμίτης). So war als Erbse die Hülsenfrucht das Heilige (Urk.*) und Panth.**), und nicht anders die Linse. Wie aber von den Göttern selbst, so wurden von Festen und heiligen Handlungen die Monate benannt. In einem bestimmten Monat des Jahres brachten die Aegypter dem Harpokrates das heilige Linsengericht, und wie er der schweigende Gott mit dem Finger auf dem Munde, so hielten mit der Bohne die Pythagoraeer zugleich das Schweigen heilig. Ob aber in Aegypten auch der Monat hieß, wie die heilige Handlung selbst, habe ich noch nicht durch die Sprache bestätigt gefunden. Bei den Germanen hingegen ist der Name des Monats und seine Herleitung von Linse, lat. lens, märkisch „Linz“ geblieben, ohne daß sich eine Spur des alten Glaubens erhalten hätte. Aber beides zugleich ist im Griechischen der Fall. Der griechische Kultus feierte dem Theseus zu Ehren ein Fest, an welchem ein Brei aus Hülsenfrüchten gekocht wurde; von πύανος, Hesych. πύονος, keltisch ponan, teutsch Bohne hieß das Fest Pyanepsien oder Panopsien, und der Monat, in den es fiel, Pyanepsion. Die Inder nennen wenigstens die Hauptfeierlichkeit am großen Fest vom Reiskochen, nämlich vom Ausruf pongol, es siedet, das „Pongol“.

Dies herausgegriffene Beispiel spricht gewiß nicht zugunsten von Kannes Wissenschaft, doch zeigt es treffend seine Art der etymologischen Erklärungen. Die meisten anderen seiner Ausführungen gehen tiefer und berühren oft den Kern der Wahrheit. Jedenfalls ist die Abhandlung Kannes, den Wilhelm Scherer einen der seltsamsten und verschrobensten Charaktere seiner Zeit nennt, auch heute noch lesenswert.

Cadmus oder allgemeine Alphabethalogie
von Du Bois. (1812, III)

Als die „Musen“ entstanden, war Du Bois praktischer Arzt und zugleich Lehrer am Kadettenhaus zu Berlin. Daneben beschäftigte er sich aber seit einigen Jahren mit Phonetik, einem damals noch sehr brach liegenden Gebiet der Sprachwissenschaft, und plante, in einem Buche „Cadmus“ seine Untersuchungen zu veröffentlichen. Dieser Name hat symbolische Bedeutung, indem sein Träger als der Einführer der Buchstabenschrift in Griechenland gilt. Bereits 1811 war Du Bois mit einem Aufsatz „Ueber

---

*) Erste Urkunden der Geschichte oder allgemeine Mythologie. Mit einer Vorrede von Jean Paul. von J. A. Kanne. Bayreuth 1808.

**) Pantheum der ältesten Naturphilosophie, die Religion aller Völker von J. A. Kanne. Tübingen 1811.

allgemeine Alphabethalogie und Sprachmechanismus“ im Novemberstück von Biesters „Neuen Berlinischen Monatsschrift“ vors Publikum getreten; hier beschränkt er sich im wesentlichen auf die Vokale. In Sache und Darstellungsart war diese erste Frucht seiner Lieblingstätigkeit aber noch sehr unfertig, da vor allem eine zielbewußte Konzentration mangelte. Mit den fortschreitenden Studien nun kam er auch zu neuen Einsichten, so daß er sich veranlaßt fühlte, seinen ersten Aufsatz zu überarbeiten. Neben der stofflichen Erweiterung, indem er seine Untersuchungen über Konsonanten hinzufügte, war es ihm besonders darum zu tun, in kürzerer Darstellung übersichtliche Einheit zu wahren, und es gelang ihm dann auch in einer einfachen und knappen Ausführung den Leser über die bisherigen Ergebnisse seiner Studien zu unterrichten. Die Erweiterung des Stoffes ergab von selbst die Einteilung in zwei „Bruchstücke“*): 1) Mechanismus der reinen Elementar-Vokale, 2) Mechanismus der reinen Elementar-Konsonanten, an die sich dann die weiteren Ausführungen anschließen. Den „Musen“ war mit dieser Arbeit gewiß ein Dienst getan, wenn man in Betracht zieht, daß diese beiden Abhandlungen Du Bois' jedenfalls mithalfen den Grundstock aufrichten, auf dem sich später die moderne Phonetik aufbauen konnte.

Fouqué war selbst mit Du Bois nicht bekannt und hatte nur auf Bernhardis Veranlassung an jenen geschrieben speziell um diesen Aufsatz, der also irgendwie Bernhardi bekannt gewesen sein mußte. Er bekam ihn auch alsbald zugeschickt, fand ihn aber im ganzen für schlecht geschrieben, dafür um so origineller. Der gleichen Meinung war schon früher Bernhardi gewesen, hatte aber bemerkt, daß er selbst dem „schlecht geschrieben“ abhelfen werde. Nachdem letzteres geschehen war, bekam Fouqué den Aufsatz zur nochmaligen Prüfung, um ihn dann an Neumann zu schicken, dem er ihn zum Druck empfahl.

Die stürmischen Jahre 1813/14 hatten Du Bois in einen anderen Lebensberuf gedrängt und damit verlor sich seine Beschäftigung auf dem erfolgreich betretenen Gebiet. Erst Brückners Arbeiten (1856 ff.) lockten die Jugendtätigkeit Du Bois' wieder ans Tageslicht, und nun übergab der Achtzigjährige sein längst angekündigtes Werk „Cadmus oder allgemeine Alphabetik“ 1862 der Oeffentlichkeit; jetzt konnte allerdings das Buch keineswegs mehr die Bedeutung haben, die es gewiß in der Zeit gehabt hätte, in der es geplant war.

*) So genannt in Beziehung auf das später erscheinende Werk „Cadmus“.

Ueber das altfranzösische Epos
von Dr. Ludwig Uhland. (1812, III.)

Die Verbindung Uhlands mit dem norddeutschen Dichterkreis in Berlin geschah durch Varnhagen, der von Herbst 1808 an auf einige Zeit in Tübingen weilte, um seine medizinische Ausbildung abzuschließen. Hier lernte er bald Justinus Kerner und durch diesen Ludwig Uhland kennen, die beide ebenfalls in Tübingen studierten. Varnhagen berichtete seinen Berliner Freunden von seinem Leben und literarischen Treiben mit den Schwaben, und so ergab sich eine geistige Bekanntschaft zwischen Uhland und Fouqué. Im Frühjahr 1810 kam es zum Briefwechsel: Fouqués Brief, der eine Einladung zum Pantheon enthielt und Uhlands Antwort von Karlsruhe aus, während er auf der Reise nach Paris begriffen war. Hierin dankte er Fouqué herzlich und gab seiner Freude Ausdruck, ihm so näher gekommen zu sein; („Wenn Sie an Varnhagen schreiben, dem ich es vielleicht zu verdanken habe, Ihnen bekannter geworden zu sein, so bitte ich, ihn von mir herzlich zu grüßen.") zugleich sandte er ihm einige Gedichte für das Pantheon. Auf Anregung Kerners schrieb Uhland von Paris aus abermals an Fouqué, um ihm den Plan von der Herausgabe eines Almanachs für 1812 bekannt zu machen und ihn für diesen um Beiträge zu bitten. Als dann Uhland im Frühjahr 1811 wieder in die Heimat zurückgekehrt war, schrieb auch Kerner an Fouqué um Beiträge für den 1812 Almanach, und dieser sandte alsbald solche gern und reichlich. Nun bestand ein herzliches Verhältnis zwischen Süd und Nord. Im Frühjahr 1812 gab Fouqué dann seinen schwäbischen Freunden Kunde und Einladung zu den „Musen" und legte eine solche auch an Hebel bei, mit der Bitte an Uhland, sie zu unterstützen; weiteres darüber erfahren wir nicht, wie denn auch der Name Hebel nie mehr in irgendwelche Beziehung zu den „Musen" trat. Nun zu Uhlands Abhandlung selbst.

Nachdem Ludwig Uhland schon während seiner ersten Studentenjahre fast ausschließlich Sprache und Literatur getrieben hatte, regte ihn besonders „Des Knaben Wunderhorn" zu einer wissenschaftlichen Beschäftigung mit den volkstümlichen Gedichten des Mittelalters, den Heldensagen und Volksbüchern an. Aber „nicht bloß ursprünglich deutsche, sondern auch die Kunden verwandter Völker, von den Rittern der Tafelrunde, des Grals, Karls des Großen usw., sowie die altnordischen Erzählungen verdienen alle Aufmerksamkeit", schrieb Uhland schon 1806 an Leo von Seckendorf. Als dann Uhlands Freund Kölle an die württembergische Gesandtschaft nach Paris kam (1807), legte er ihm eifrig ans Herz, die dortige Bibliothek nach altdeutschen und altfranzösi=

schen Manuskripten zu durchstöbern. Kölle versäumte nicht, dem Freunde von seinen Funden Nachricht zu geben und schon tauchte in Uhland der Plan auf, selbst nach Paris zu gehen. Endlich am 26. Mai 1810 ging sein Wunsch in Erfüllung. In Paris begann nun ein eifriges philologisches Studieren auf der kaiserlichen Bibliothek, worin er vorzüglich durch Varnhagens Freund Immanuel Bekker, einen gründlichen Philologen, unterstützt wurde. Mit methodischer Kritik ging Uhland an die Durchforschung der Manuskripte und durch ein genaues Exzerpieren machte er sich den Stoff der altfranzösischen Sagenepen zu eigen. Tägliche Notizen in seinem Tagebuche lassen uns seine Tätigkeit genau verfolgen. Mitte Februar 1811 war er von Paris zurück in Tübingen, und hier begann er nun (am 8. März) seine aus den Quellen geschöpften Kenntnisse zu verarbeiten. Alsbald vollendete er eine größere Abhandlung mit der Ueberschrift: „Ueber die altfranzösische Poesie." Beinahe ein Vierteljahr ruhte dann diese Arbeit und erst ein Besuch der Tübinger Bibliothek, wo ihm Eichhorns Kulturgeschichte über französische Ritterpoesie in die Hände fiel, regte ihn wieder an. Ende Mai begann er die Uebersetzung der „Belagerung von Viane", ein Manuskript, das er im Dezember 1810 in Paris abgeschrieben hatte. Nicht ganz einen Monat später fing er an, Bemerkungen über altfranzösische Poesie „nach neuer Einrichtung" niederzuschreiben und führte diese Tätigkeit auch bald zu Ende. Doch schon am 8. Juli begann er abermals eine Umarbeitung nach einer neuen Auffassung, und von nun an arbeitete er in Pausen bald an dieser, bald an jener Uebersetzung des Romans de Viane. Aber auch dieser Aufsatz hielt einer peinlichen Kritik nicht stand, da ihn immer neue Ideen für das Thema bestürmten. So ging er nochmals an eine Umarbeitung am Anfang des Jahres 1812 und unter immer „neuen Ideen", die jedesmal eine gesteigerte Tätigkeit hervorriefen, war die ganze Abhandlung endlich am 8. März vollendet. Was Uhland bis jetzt über das Thema niedergeschrieben hatte, bezog sich auf die altfranzösische Poesie ganz allgemein. Zehn Tage später erhielt er von Kerner einen Brief Fouqués, der die Einladung zur Teilnahme an den „Musen" enthielt, und Uhland war sich bald einig, etwas für Fouqué bereit zu halten. Dabei kam ihm die Idee, seine Abhandlung über die altfranzösische Poesie auf das Epos zu beschränken, speziell für Fouqués Journal, weil er den Aufsatz in seiner jetzigen Ausführung für eine Zeitschrift zu weitläufig hielt. Der 5. April brachte nun auch einen Brief Fouqués an Uhland mit der Bitte um Beiträge, und Uhland sandte am 9. drei Gedichte an Fouqué, während er den zwar schon umgearbeiteten Aufsatz noch zurückbehielt, um die letzte kritische

Feile daran anzulegen. Dies geschah in den nächstfolgenden Wochen, wo er unter anderem am 14. April das Nibelungenlied mit dem altfranzösischen Epos verglich. Ende des Monats machte er eine Reinschrift, die am Sonntag den 3. Mai durch eine letzte Durchsicht druckreif wurde. Nun bot er in einem Brief seine Abhandlung Fouqué für sein Journal an, und nach dessen sofortiger Antwort schickte er sie zusammen mit der dramatischen Skizze „Schildeis"*) ab.

Mit seiner Abhandlung wollte Uhland zeigen, „daß in der alten, nordfranzösischen Sprache ein Zyklus wahrhaft epischer Gedichte sich gebildet hat" und daß diese Gedichte in dem Wie und Was der Darstellung „sich als ein Analogon der Homerischen Gesänge und des Nibelungenkreises bewähren". Der weitere Verlauf der Abhandlung ist dann in kurzem folgender: Zunächst wird eine wesentliche Unterscheidung zwischen epischem Gesang und bloßer Erzählung gemacht, woran sich die Betrachtung über den Umfang des karolingischen Sagenkreises und eine genaue kritische Beschreibung der handschriftlichen Quellen desselben, sowie über den Zusammenhang der einzelnen Dichtungen schließt. (Scharfsinnige Vermutungen und Schlüsse auf verloren gegangene Gedichte, so unter anderem auf das damals noch nicht gefundene Rolandslied.) Es folgen dann die Ausführungen über Vers und Vortragsart, sowie über den Rhythmus und Stil der Epen. Hier vor allem, aber auch schon vorher, macht Uhland häufig Vergleiche mit den altdeutschen Heldenliedern. Schließlich folgt noch ein kurzer Ueberblick über die Entstehung der karolingischen oder fränkischen Heldendichtung: Auf historischer Grundlage entwickelten sich „einzelne Sagen, Romanzen und Schlachtgesänge, die im Laufe der Jahrhunderte zu immer größeren Dichtungen anwuchsen"; dies geschah besonders im 12. Jahrhundert. Den Schluß bildet ein ausführlicher Hinweis auf den Zusammenhang eben dieses fränkischen Sagenkreises mit zwei anderen: dem bretonischen von König Arthus und der Tafelrunde, und dem normannischen von Robert dem Teufel und Richard ohne Furcht.

Zu seiner Abhandlung gab Uhland „Proben aus altfranzösischen Gedichten" und zwar 36 Strophen aus dem schon oben erwähnten Heldengedicht: Belagerung von Viane. Fouqué brachte diese „Proben" wegen der räumlichen Ausdehnung des Ganzen erst im folgenden Musenheft. Die ersten fünf Strophen waren bereits unter dem Titel „Roland und Aude" in Kerners Almanach für das Jahr 1812 veröffentlicht und wurden später mit mannigfachen Aenderungen in die vielen Auflagen der

*) Davon später anläßlich Uhlands poetischem Beitrag „Ständchen" 1813, II.

Uhlandischen Gedichtsammlungen aufgenommen. Auch hatte Uhland einmal den Plan, den Stoff des Heldengedichtes zu einem Operntext zu verarbeiten, doch kam diese Idee nicht zur Ausführung. Ueberhaupt fehlte Uhland die feste Absicht nicht, sich später noch weiter mit der altfranzösischen Poesie zu beschäftigen; aber Mangel an Zeit und vor allem der Aufenthalt in Tübingen als Advokat ohne die große Pariser Bibliothek ließen ihn sein Vorhaben nicht ausführen.

Ueber die tiefere Bedeutung von Uhlands Abhandlung, mit der die „Musen" ihre höchste Höhe erreichten, was wissenschaftliche Aufsätze anbelangt, siehe: 1) Uhlands Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage. Stuttgart 1869 Bd. IV Vorwort S. IV ff. und S. 329 ff. 2) Herrigs Archiv 1880 Band 80 S. 23—113. 3) Gröber: Grundriß der romanischen Philologie 1888, I. S. 57 ff.

Horatius' erste Satire
von Fr. A. Wolf. (1813, I.)

Mit diesem Beitrag tritt Friedrich August Wolf das erste und letztemal in den Kreis der Mitarbeiter der „Musen", Wolf, von dem das damalige literarische und gelehrte Berlin nur als von „unserem berühmten Philologen" sprach. Wie die Beziehungen Wolfs zu dem Musenkreis waren, ließ sich nicht genau bestimmen; er erinnerte sich wohl noch an seinen ehemaligen Schüler Neumann, der 1806 zusammen mit Varnhagen auf der Universität Halle bei ihm mit großem Fleiß griechische Studien getrieben. Daß Neumann, sich auf diese Zeit berufend, um Beiträge sich an seinen hochverehrten Lehrer wandte, ist wohl möglich. Jedenfalls sandte Wolf, durch irgend eine Vermittlung noch angeregt, die erste Satire des Horaz in deutscher Uebertragung mit dem Urtext, damit sie, wie er selbst sagt, die „Musen" auf die glücklich angetretene zweite Fahrt mitnehmen mögen; zugleich begleitete er sie mit einem Vorwort, das überschrieben war: An die Herren Herausgeber. Er wandte sich darin aber an jeden Leser der Uebersetzung, und dazu war es ja auch durch die Veröffentlichung an sich bestimmt.

Zuerst gibt uns diese Einleitung eine literarhistorische Notiz über die Entstehung der Uebersetzung, worin Wolf erzählt, daß ihn das Schicksal einmal in einen Badeort geführt habe, wo er im Umgange mit einem talentvollen Gelehrten von gleichen Studien bei einer bücherlosen, von außen und innen hart bedrängten Muße die Uebersetzung dieser Satire verfaßt habe. Und nun spricht er von dem Ziel, das er sich damals mit dieser Arbeit gesteckt habe: „Es galt hier, in dem höchsten Sinne des Wortes, eine Nachbildung, worin Stoff und Form dergestalt sich durchdrängen, daß dem Kenner, dem altertümlichen Leser des Dichters, ein völlig gleicher Genuß wie durch die Urschrift, ohne irgend eine Störung

bereitet würde. Dazu gehörte eine strenge Beobachtung deutscher Prosodie, die jedes Wort silbenweise auf die Wagschale legt, vor allem aber die richtige Behandlung des Versmaßes, um die studierte Nachlässigkeit nicht aufzuopfern, womit Horaz seinen heroischen Vers bis zur täuschenden Aehnlichkeit edler Prosa herabgestimmt hat."

Diesen selbst festgesetzten Maßstab hat Wolf in verallgemeinernder Weise für seine ganze Uebersetzertätigkeit angelegt, und ist auf diese Weise zu jenen wissenschaftlichen und künstlerischen Leistungen gelangt, denen er die Berühmtheit seines Namens mitverdankt. Auch das Urteil der Zeitgenossen speziell über diese Arbeit Wolfs, die er bald nach der Veröffentlichung in den „Musen" auch in einem selbständigen Heftchen herausgab, enthielt einstimmig nur großes Lob.

Zwei weitere Beiträge, die dem Gebiet der klassischen Philologie angehören, haben eine andere Berühmtheit dieses Faches zum Verfasser, nämlich den älteren Joh. H. Voß; es sind die beiden Uebersetzungen:

An Cynthia — Properz I, 3 (1813, II.) **und Szenen aus Aristophanes Acharnern.** (1814, III.)

Daß der leidenschaftliche Antiromantiker Voß zu der doch immerhin romantischen „Musen"-Redaktion in Beziehung stand, könnte einen fast wundernehmen. Vielleicht kann dies als ein Beweis dafür angesehen werden, daß das damalige literarische Deutschland den systematischen Begriff Romantik lediglich auf die reinen Theorien der Schlegel-Tieckschen Schule ausdehnte, und so Fouqué und sein Kreis keineswegs zu den Schlepptaudichtern dieser schon damals arg verblaßten Schule zählte, wie wir dies heute jedenfalls tun. Vielleicht mag auch speziell das persönliche Wesen Fouqués, das höchst liebenswürdig und durchaus friedfertig war, Voß bestimmt haben, bei Fouqué eine kleine Ausnahme zu machen. Zuletzt ist es doch wohl auch die allgemeine Stimmung des damaligen deutschen Lesepublikums, zu dem auch Voßens Gattin und sein Sohn Heinrich gehörten, das Fouqué allen anderen vorzog, gewesen, die bewirkte, das Voß an Fouqué Gnade für Recht ergehen ließ. Seinerzeit war es doch vor allem die katholisierende Tendenz der Romantik gewesen, die Voß zu heftigem Kampf gegen sie angetrieben hatte; der schmerzliche Verlust seines Freundes Friedrich Leopold zu Stolberg, den er nach seinem Uebertritt zur katholischen Kirche (1800) zu den Toten zählte, und die Kämpfe, die sich an dieses Ereignis allenthalben angeschlossen hatten, hatten Voß viele bittere Stunden bereitet. Hätte Voß geahnt, daß in das gleiche Heft der „Musen", in

welchem sein Beitrag stand, ein solcher von Leopold Stolberg gedruckt würde, so hätte er seinen Beitrag sicherlich zurückgezogen. Sobald nämlich Voß sichere Kunde davon erhalten hatte, daß Fouqué in enge Fühlung mit dem „Glaubenshelden“ Stolberg getreten sei, löst sich jede Verbindung der Familie Voß und Fouqué.

Noch aus einem anderen Grunde als wegen der Fouquéschen Romantik sollte man meinen, Voß nicht unter den Mitarbeitern der „Musen“ zu finden. Neumann war doch ausdrücklich als Mitredakteur der Zeitschrift genannt, und der streitbare Geist Voßens erinnerte sich gewiß noch an die Zeit von 1808, wo er in dem Chamisso-Varnhagischen Dichterkreis „τὸ τοῦ πόλου ἄστρον“ einer Karikatur seines literarischen, insbesondere metrischen Schaffens begegnet war. Nämlich in dem ersten Teil des Doppelromans „Karls Versuche und Hindernisse“,*) den doch hauptsächlich Neumann mit Chamisso geliefert hatte, ist neben Jean Paul und Joh. von Müller als Striezelmeier auch Johann Heinrich Voß unter dem Namen Folks eingeführt. Außer daß er hier als „großer Meister in Trinkliedern und anderen Gesängen weiserer Geselligkeit“ gepriesen wird, findet sich eine nicht übel gelungene Karikatur Voßischer Hexameter; gerade diese Parodien hatte Neumann geliefert, was Voß allerdings nicht wissen konnte.

Dieser Angriff aus immerhin romantischem Lager, dem ja auch Fouqué noch als Pellegrin nahe stand, war Voß entweder nicht zu Gesicht gekommen, oder wenn, dann hatte er ihn, wie es scheint, überwunden. In diesen Fällen war dann auch Neumanns Persönlichkeit bei den „Musen“ kein unbedingtes Hindernis, „dem Dichter der Deutschen“, Fouqué, für seine Zeitschrift gefällig zu sein.

Der erste Beitrag, die Elegie von Properz, ist wieder veröffentlicht worden in den sämtlichen Werken des Properz, übersetzt von Voß, Braunschweig 1830, S. 8, und der zweite in Aristophanes' Werken von J. H. Voß, Braunschweig 1821.

Aphorismen, als Vorgänger eines Versuchs, die Gesetze des Universums anzuschauen

von Dr. Frhr. von Seckendorf. (1812, IV.)

Nachdem Anton von Seckendorf seit 1808 unter dem Namen Patrik Peale an verschiedenen Orten Deutschlands und benachbarter Staaten ästhetische Vorlesungen gehalten hatte, promovierte er 1811 in Göttingen zum Doktor der Philosophie und habilitierte sich daselbst als Privatdozent. In dieser Zeit plante er die Ausarbeitung eines umfassenden philosophischen Werkes

*) Berlin und Leipzig 1808.

mit dem Titel: Versuch die Gesetze des Universums anzuschauen. Die ersten Schritte zu diesem Unternehmen machte er in der Ausarbeitung dieser verschieden ausführlichen Aphorismen, wie sie sich uns in den „Musen“ darbieten. Vor dieser Veröffentlichung aber waren sie schon als selbständiges Heftchen im November in der Salfeldischen Buchhandlung erschienen, während das vierte Quartalsheft der „Musen“ erst am Jahresschluß erschien. Vielleicht erhielt der Verleger aus Mangel an Absatz des Einzelheftchens vom Verfasser den Auftrag, die Aphorismen in irgend eine passende Zeitschrift so als Art Propaganda einzurücken, da ja die „Musen“ kein Honorar zahlten. Diese Vermutung stützt sich darauf, daß irgendwelche Beziehungen Seckendorfs zu einem Mitglied des Musenkreises nicht nachgewiesen werden konnten.

Wie es der Anlage der kleinen Schrift entsprach, handelte Seckendorf in aller Kürze über das alte und ewig neue Problem des Theismus und Atheismus, über Begriffe wie Gott und Natur, Weltseele und Naturgeist, Zeit und Bewegung und dergl. mehr. Er verrät dabei keineswegs einen Standpunkt, der seine philosophisch-kritische Richtung deutlich erkennen ließe; es mag sein, daß man in manchen Sätzen an Schleiermachersche Gedanken in dessen „Reden über die Religion“ erinnert werden kann; doch würde sich eine eingehende Untersuchung in dieser Hinsicht kaum lohnen, da ja Seckendorfs rein philosophische Tätigkeit mit diesen aphoristischen Fragmenten erschöpft ist. Wohl erst das geplante aber nicht erschienene Hauptwerk hätte seine philosophischen Probleme und ihre Richtung dargetan.

Gemälde der Herren Boisserée und Bertram in Heidelberg
von Helmina von Chezy. (1812, II.)

Die Brüder Boisserée und ihr Freund Bertram waren seit ihrer Rückkehr aus Paris (1804) mit glühendem Sammeleifer bemüht, Kunstwerke der Malerei zu sammeln, zu welchem Zweck sie die Niederlande und auch verschiedene Gebiete Deutschlands bereisten. Was sie bis 1812 in ihren Besitz gebracht hatten, häuften sie in Heidelberg zusammen, wo seit 1810 auch Helmina von Chezy lebte. Beim Genuß und Studium dieser Werke entstand die vorliegende Abhandlung, worüber Helmina selbst folgendes mitteilt:*) „Lange Zeit hindurch beschäftigte mich wohltuend das Studium der Gemäldesammlung der Boisseréeschen Galerie, ich lebte darin und wurde dort heimisch. Bertram ließ es sich sehr angelegen sein, mich in der altdeutschen und niederländischen Kunstgeschichte zu unterrichten und mir die Schönheiten der vorzüglichsten Gemälde dieser Sammlung einleuchtend zu machen.

*) „Unvergessenes“; Leipzig 1854, II S. 11 ff.

Meine Freunde Olivier hatten mir schon in Paris, als das berühmte Altarblatt von Danzig dort anlangte, tiefe und lichte Blicke in die Schönheit der altertümlichen Kunstwerke erschlossen. Nun war ich an der Quelle und im Brennpunkt dieser Schätze, die vor dem Aufblühen der berühmten Meister der italienischen Schule entstanden waren und in herrlicher Färbung prangten, als man noch mit Eiweiß malte.

Ich schrieb über die damals noch wenig bekannte Sammlung, schickte mein Manuskript an La Motte Fouqué für seine „Musen". Diese fanden kein großes Publikum. An ein Honorar war nicht zu denken." Letzteres war, wie ich oben gezeigt habe, richtig und auch großes Publikum, zum mindesten in Süddeutschland, mangelte den „Musen". Das Manuskript selbst war bereits 1811 angefertigt worden, und Helmina schickte es alsbald an den Buchhändler Kayser in Erfurt, wo es in dessen „Unterhaltungsblatt für Gebildete" seinen Abdruck finden sollte. Noch bevor dies geschehen konnte, stellte Kaysers Zeitschrift vorläufig ihr Erscheinen ein, und das Manuskript blieb bis auf weiteres liegen. Nachdem nun Helmina die Einladung für die „Musen" erhalten hatte, schrieb sie nach Nennhausen von ihrem Manuskript bei Kayser, was Fouqué alsbald veranlaßte, es für sich zu erhalten. Er schrieb deshalb an die Chezy, sie möge eine Aufforderung an den Erfurter Buchhändler ergehen lassen; dies geschah, und am 22. April war Fouqué im Besitz des Manuskriptes.

Was H. v. Chezy in vorliegendem Aufsatz Kunstgeschichtliches im allgemeinen wie speziell über die Kunstwerke der Boisseréeschen Sammlung schrieb, hatte sie, wie schon angeführt, aus Bertrams eifriger Belehrung geschöpft. Durch ihre poetische Begabung im Schildern verband sie ihre einzelnen Kenntnisse, so daß wir trotz der Beschreibung einzelner Gemälde ein geschlossenes Ganzes vor uns haben. Den Schluß bildete die poetische Beschreibung eines dreiteiligen Altarbildes (Hauptbild mit zwei Seitenflügeln) in Versen; die außerordentliche Wirkung, die dieses Kunstwerk auf sie ausübte, verbot ihr die Prosa, weshalb sie es dem Leser in ihrer eigenen lyrischen Gestaltung vorführt; drei Gemälde — drei Gedichte, welche wieder abgedruckt sind in: Gedichte der Enkelin der Karschin. Aschaffenburg 1812; I., S. 23 ff.

Ungefähr aus derselben Zeit haben wir noch eine Beschreibung der Boisseréeschen Gemäldesammlung aus der Feder einer Frau, die damals ebenfalls in Heidelberg lebte, — Amalie von Helvig. Diesen Aufsatz erbat sich Friedrich Schlegel für sein „Deutsches Museum", wo er im elften Heft unter dem Titel: Beschreibung altdeutscher Gemälde, Fragmente aus einem Briefwechsel, abgedruckt ist. Die zuerst vollendete von beiden Arbeiten

ist die von H. v. Chezy, die bereits gedruckt war, als Frau von Helvig die ihrige erst auszuarbeiten begann. Das Verhältnis der beiden Frauen zueinander war herzlich, soweit die äußerlich verschiedene Lage dies gestattete; denn H. v. Chezy lebte in ärmlichen Verhältnissen, indem sie mit 90 Gulden monatlich für sich und ihre Kinder zu sorgen hatte, während A. v. Helvig in Heidelberg ein großes Haus machte. Helmina verkehrte öfters in ihrem Kreise, wo es heiter bewegt und anmutig belebt herging; „sie las gern meine neuen Gedichte vor und erhob sie durch ihren schönen Vortrag, so auch ihre eigenen. Ich lernte dort vieles. Eines Abends las ich meine Schrift über die „Boisseréesche Gemäldesammlung“ vor,“ schreibt Helmina selbst. Die genaue Zeit, in welcher dies stattgefunden hat, ließ sich nicht feststellen; möglicherweise gab dies die Anregung für den Aufsatz der Frau von Helvig.

Der stereotype Druck eine ursprünglich in Deutschland gemachte Erfindung

von Wilhelm Neumann. (1813, I.)

Mit einer kurzen Vorrede veröffentlichte Neumann hier zwei Originalbriefe des Geheimrats d'Annières in Berlin, die im Besitz Hitzigs waren, womit er darzutun glaubte, daß d'Annières der ursprüngliche Erfinder der Stereotypie sei. Letzteres ist nun allerdings von seiten Neumanns ein Irrtum, doch ist vielleicht nicht ausgeschlossen, daß d'Annières ohne Kenntnis von seinen Vorgängern aus sich selbst das Prinzip der Stereotypie gefunden hatte. Jedenfalls ist dies Verfahren schon in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts erfunden und auch praktisch ausgeführt worden, während wir bei d'Annières erst ein halbes Jahrhundert später davon hören; zudem ist es bei ihm bei der Idee geblieben und erfuhr keinerlei praktische Ausführung. Uns beweist der Irrtum Neumanns, daß das Stereotypieverfahren eines Ged, Valeire, van der Mey oder Müller im Laufe des 18. Jahrhunderts keine allgemeine Verbreitung gefunden hatte; erst die Verbesserungen Stanhopes führten die Erfindung in die weite Welt. Der Veröffentlichung Neumanns kann man aber trotz ihres unzutreffenden Inhaltes einen bestimmten Wert nicht absprechen, zumal seinen Worten in der Vorrede noch in unseren Tagen eine praktische Bedeutung zukommt: „Die Ausbildung der Idee zu einer Erfindung geht durch eine Reihe von Generationen fort, daß man nicht imstande ist, irgend einen Menschen als den ersten Besitzer namhaft zu machen. Und dennoch pflegt man so gern den Eintritt des Gedankens in die Welt der Erscheinung „Erfindung“ zu nennen und an einen Namen zu knüpfen, den man der Verehrung der Nachwelt überliefert. Oft geschieht es so, daß dieselbe Erfin=

dung zugleich vollkommen klar und vollendet dasteht: Aber hier verhindern die Verhältnisse der Umgebung ihre Realisierung, und dort tritt sie durch die Umstände begünstigt ans Licht und verklärt den Namen ihres Urhebers, der doch nicht der einzige ist.“

Neumann veröffentlichte noch drei weitere

Originalhandschriften und zwar von **Luther, Melanchthon und Friedrich Wilhelm dem Großen.** (1813, I.)

Diese stammten aus der Handschriftensammlung des Benoni Friedlaender, die jetzt im Besitz der kgl. Bibliothek in Berlin ist. Auch hier schickte er eine Vorrede voraus,, in welcher er den Grund angab, der ihn zu dieser Publizierung veranlaßte. Es ist die entschwundene Größe der deutschen Nation, zugleich aber auch der feste Glaube, daß der innere Kern, aus dem die alte Größe hervorblühte, noch im deutschen Volk schlummere. Diesen Keim zu stärken, weiterzubilden „durch eine nie unterbrochene Erinnerung an die Edlen und Großen, die uns vorangingen, und durch sorgsames Aufsuchen und treues Bewahren auch des kleinsten Gegenstandes, der noch Spuren ihrer Wirksamkeit an sich trägt“ sei unsere Pflicht. Jeder große Deutsche habe so ein Denkmal in dem Herzen seines Volkes und man solle also nicht klagen, „wenn keine Subskription imstande war, ein steinern oder ehern Monument zu Luthers Angedenken aufzurichten“. Daran schließt sich nun eine Handschrift Luthers und zwar ein Brief an den Grafen Georg zu Wertheim, der ein Mitglied jener Kommission des Wormser Reichstages gewesen war, vor welche Luther zur Widerrufung seiner Lehren gefordert wurde. Dieser Reichsgraf wurde bald nachher ein Anhänger von ihm und bat den Reformator schon 1522 um einen „Evangelisten“ für sich und seinen Hof. Luther empfahl ihm wahrscheinlich den aus Hall im Inntal vertriebenen Prediger Dr. Jakob Strauß, der aber dann nur bis Ende des Jahres in Wertheim blieb, um darauf von Eisenach aus seinen Namen zu verbreiten, indem er vor allem gegen das Zinsnehmen und andere soziale Mißstände eiferte, die er durch Wiedereinführung des Mosaischen Gesetzes beseitigen wollte. Den Nachfolger von Strauß in Wertheim sandte der Graf Georg mit einer Schrift an Luther und bat ihn darin, den Ueberbringer des Schreibens zu unterrichten, wie die Reformation am ersprießlichsten zu betreiben sei. Luther tat dies und schickte darauf den Prediger samt einem Schreiben dem Grafen zurück; dieser Brief ist der unsere. Er schrieb darin, daß der Prediger (sein Name wurde noch nicht festgestellt) ein rechtschaffener Mann sei und daß er (Luther) froh sei, „daß Christus Ever Gnaden mit solchem man beratten“ und daß er dem Prediger „unsere

weyse hie zu Wittemberg gesagt habe, damit er zuvor das wortt wol treybe, ehe man etwas endere, bis man sehe, wie der Glaube und die Liebe zunympt ym volk". Mit diesen Worten wies er auf die Bewegungen in der Reformationskirche selbst hin, die von Carlstadt, Münzer und dem oben erwähnten Strauß ausgingen, vor denen Luther seine Anhänger zu bewahren suchte. „Ich hoff er (der Prediger) werde sich recht hallten. Gott behutt E. G."; damit schließt der Brief, der datiert ist: „Mittwoch nach Viti 1523", d. i. 17. Juni 1523; er ist wieder abgedruckt bei De Wette VI, S. 43 f.

Es folgt nun ein Brief Melanchthons, Professor an der Wittenberger Universität, an den Bürgermeister und Rat der Stadt Tangermünde, datiert vom 18. August 1553.*) Hierin bat er die Stadtbehörde um ein Stipendium für seinen Schüler Bartholomeus Plank, „eins armen Burgers son zu Tangermund, der ser zuchtig vnd im lernen vleißig ist". Neumann fügte dann noch ein ganz unbedeutendes Ueberbleibsel von Melanchthons Hand bei, eine bloße Abschrift der Stelle aus Paulus an die Kolosser Cap. III, 16, die beginnt: Die Rede Christi soll in Euch wohnen usw.; er fand diese Handschrift auf der Rückseite der Ausgabe: Confessio oder Bekantnus der Glaubens — — Augspurg Anno 1530. Was Neumann bewog, diese Nachschrift dem Publikum der „Musen" darzubieten, ist nicht ersichtlich, außer man nimmt an, daß er seine obigen Worte in dieser äußerst harmlosen Weise verstanden wissen will.

Zuletzt ist noch ein von Friedrich Wilhelm dem großen Kurfürsten selbstverfertigtes und eigenhändig geschriebenes Gebet abgedruckt, das dieser täglich, morgens und abends, in seinem Gemach verrichtet haben soll.

Schicksale der bildenden Künste unter Maximilian, König von Bayern.

I. Die Architektur. (1813, II.)

Dieser Artikel handelt nur über die Architektur, wie dies der Spezialtitel auch besagt; es sollten aber wohl noch in zwei weiteren Aufsätzen auch die Bildhauerkunst und die Malerei mit in die Betrachtung gezogen werden, doch sind sie in den „Musen" nicht erschienen, und ich bezweifle, ob sie überhaupt geschrieben wurden. Der Verfasser fand sich nirgends verzeichnet und er ließ sich auch nicht vermutungsweise ausfindig machen; aller Wahrscheinlichkeit nach muß er sich in den Jahren 1809—12 ganz oder teilweise in München aufgehalten haben. Denn einmal behandelt der Artikel nur die betreffenden Verhältnisse in München und hier

*) Wiederabgruckt bei Brettschneider: Corp. Ref. VIII, S. 141/2.

dann besonders die erste Schaffensperiode des Kgl. Baurats und Professors der Architektur an der Münchener Kunstakademie Karl von Fischer, und diese fällt eben in die angegebenen Jahre.

Nach einem ganz kurzen historischen Ueberblick über die Münchener Architektur seit dem 14. Jahrhundert wird das Wirken des Grafen Rumford zu Ende des 18. Jahrhunderts in dieser Hinsicht scharf kritisiert: dem es gelungen sei, den Geschmack in München unglaublich zu verderben. Hierauf folgt der Hauptteil, d. i. eine äußerst lobende Kritik der Baukunst unter König Maximilian; wie das größte Verdienst seiner Regierung bisher darin bestanden habe, den Genius Karl von Fischers für seine Zwecke gewonnen zu haben, Fischer, der Stifter einer aus nationaler Einsicht hervorgegangenen Bauschule werden sollte. Es wird dann dessen bisheriges Wirken geschildert, bis der Aufsatz mit der berechtigten Erwartung auf die weiteren höchsten Taten der ruhmbegierigen Regierung Maximilians schließt.

Die Assassinen von Friedrich Rühs. (1813, III.)

Diese historische Untersuchung gründet sich neben eigenen Studien vornehmlich auf die Arbeit von Sylvestre de Sacy: Memoire sur la dynastie des Assassins, et sur l'Origine de leur nom, lu à la science publique de l'Institut du 7 Juillet 1809, die Rühs, wenn nicht vollständig, so doch nach einem Auszug kannte, der im Moniteur 1809 Nr. 210 gedruckt war. Zugleich mag ihm noch ein Brief des obigen Gelehrten an den Redakteur des Moniteur bekannt gewesen sein, der über die Etymologie des Namens „Assassin" handelt, und im Moniteur 1809 Nr. 359 veröffentlicht war. Die Ergebnisse, zu denen Rühs in diesen Fragen gelangte und die er hier niederlegte, entsprechen im allgemeinen der historischen Wahrheit. Seine Beweise aber für die Identität der alten Assassinen und der heutigen Drusen, „die wohl keinem Zweifel Raum lassen", beruhen auf einem Irrtum. Rühs vermutet zwar richtig, daß noch Nachkommen der Assassinen vorhanden seien, wußte aber andererseits nicht, daß die Sekte unter gleichem Namen (damals und heute) noch existiert, wenn auch ihr Umfang sehr klein war (und ist). Er stützte seine Vermutung auf die viel zahlreicheren Drusen, die die religiös-politische Bedeutung der Assassinen von ehedem nach deren Unterwerfung durch Hulagu allmählich auf sich gelenkt hatten, während den Assassinen nur noch rein religiöse Bedeutung zukam.

Zum Schluß vergleicht Rühs die Assassinen mit den Berserkern und Jomsvikingern, in deren Geschichte sich öfters Beispiele von ähnlicher Tapferkeit und einer ebenso unbedingten Ergebenheit in den Willen ihres Gebieters finden, wie sie von jenen

erzählt werden. Glücklich aber scheint mir der Vergleich nicht zu sein, da Rühs wohl zu wenig Gewicht gerade auf das Typische des Assassinen-Charakters legte, daß nämlich der Assassine der felsenfesten Ueberzeugung war, durch den Tod im Dienste seines Herrn eine Seligkeit von ewiger Dauer zu erringen. Dies typische Moment fehlt im Charakter der Berserker und Jomsvikinger ganz, was offenbar ihre Aehnlichkeit mit den südlichen, tatenähnlichen Assassinen bedeutend einschränkt.

Die poetischen Beiträge

Zueignung

von F. S. Siebmann.*) (1812, I.)

Mit diesem Gedicht am Kopf des ersten Heftes treten die „Musen“ vor die Oeffentlichkeit; dementsprechend ist sein Inhalt dem Programm entnommen, das bei der Gründung der Zeitschrift als ihr Wirkungskreis aufgestellt worden war. Die drei Musen Melete, Aoide, Mneme wenden sich in je einer Stanze an die Leser und verkünden ihnen — jede ihrem Charakter gemäß — ihre spezielle Tätigkeit in der neubegründeten Zeitschrift. Diese drei Musen wurden einstens auf dem böotischen Gebirge Helikon verehrt, das nicht selten für die gesamte Dichtkunst personifiziert wurde. In diesem weiten Sinne hat wohl Siebmann gerade diese drei Musen gewählt, um ganz allgemein die ästhetische Richtung der Zeitschrift zu bezeichnen. Zugleich zog er mit dieser Wahl den Kreis, in dem sich die „Musen“ bewegen sollten, enger. Mit Melete, der Muse des ernsten Sinnens, weist er auf die Beiträge hin, die tiefe und ernste Gedanken in sich bergen, die sich also wohl mit Dingen der Wissenschaft abgeben. Gleich neben Melete tritt Aoide, die Muse des Gesanges — der Poesie, um das gedankenschwere Gemüt mit ihrer Lyra zu entlasten, zu erfreuen; die Zeitschrift bringt also auch rein dichterische Erzeugnisse. Zu diesen beiden Musen gesellt sich als dritte Mneme, die Erinnerung; damit wäre eigentlich gesagt, daß mit ihr die „Musen“ den Boden der Historie betreten; doch sind ja dementsprechende Artikel schon bei Melete miteinbegriffen. Mit einiger Modifizierung läßt sich aber Mneme auch auf die Tätigkeit der „Musen“ als kritische Zeitschrift anzuwenden. Damit ist dann auch das Programm erschöpft.

Siebmanns Beziehungen zu den „Musen“ sind auf die Anregung des Verlegers, des Hofrats Römer, entstanden, und zudem war ja Siebmann bereits Mitarbeiter des „Pantheon“ gewesen. Doch ist mit diesem einen Beitrag seine Tätigkeit für die „Musen“ erschöpft, obgleich er noch „Ersatz schuldig war für das höflich aufgenommene Einleitungsgedicht“, wie Fouqué an Neumann schrieb

*) Siebmann wurde 1812 von einem Herrn von Grunenthal adoptiert.

(23. Juli 1812). Demnach wurde die „Zueignung“ nur halb aus Gnade aufgenommen, um sich durch eine Ablehnung Siebmanns Gunst für ersprießlichere Tätigkeit nicht zu verscherzen. Siebmann war auch Mitglied der christlich deutschen Tischgesellschaft, der auch Fichte und Wolfart angehörten, und hatte dadurch immerhin einigen Einfluß innerhalb jener literarischen Vereinigung, die den „Musen“ hätte von Nutzen werden können; doch hat eine Einwirkung von dieser Seite nicht stattgefunden.

Zauber und Liebe — eine nordische Sage von Fouqué. (1812, I.)

Die persönlichen Beziehungen Fouqués*) zum poetischen Norden (zu Island) hatten ihren Grund in jenen literarischen Erzeugnissen, in denen er als erster deutscher Dichter echt nordische Stoffe aus direkter Quelle bearbeitete, wodurch er im In- und Ausland, vor allem in Dänemark und schließlich auf Island selbst berühmt wurde. Die Begeisterung für die altnordische Sagenwelt stammt bei Fouqué schon aus seiner Knabenzeit;**) später, als er durch A. W. Schlegel auch äußerlich der romantischen Schule angegliedert wurde, ermahnte ihn dieser, sich vor allem dem Norden zuzuwenden, und nun begann Fouqué alsbald mit dem Studium der nordischen Sprachen. Er verschaffte sich die Nornagests- und Volsungasaga, sowie den ersten Teil der Eddalieder; die Heimskringla las er wohl in der Ausgabe von Peringskiöld oder Schöning. Aus diesem Werk Snorre Sturlusons, im besonderen aus der Sage von Haralld dem Schönharigen, nahm Fouqé nun den Stoff für die uns vorliegende Sage. Den Kern derselben bildet Kapitel 25 der Haralld-Sage, in der erzählt wird, wie König Haralld durch den Zauber eines Finnen Swasi in heftiger Leidenschaft zu dessen Tochter Snaefried entbrannte, so daß er sie zu seinem Weibe nahm. Als Snaefried starb, bewirkte der Zauber ihres Vaters, daß ihr Körper nicht zerfiel, sondern in seiner ursprünglichen Schönheit erhalten blieb. Infolgedessen konnte sich der König nicht von seiner geliebten Toten trennen und vernachlässigte in jahrelanger Trauer die Regierung seines Reiches. Endlich geschah Abhilfe, indem Thorleif der Weise seinen König überredete, die Tote nicht immer auf denselben Decken liegen zu lassen, sondern diese der Würde entsprechend zu wechseln. Dem König leuchtete dies ein. Sobald die Tote aber von ihrem Platz gehoben wurde, zerfiel ihr Körper alsbald zum scheußlichsten Totenbild. Als dann der Leichnam verbrannt wurde, krochen aus ihm ein Heer von Molchen,

*) Fouqué wurde 1820 Ehrenmitglied der von Rask begründeten isländischen Literaturgesellschaft.

**) Lebensgeschichte S. 68/9.

Ottern und allerhand giftiges Gewürm hervor, so daß der König den Zauber erkannte, der auf ihm gelegen war; von da an begann er wieder zum Segen seiner Untertanen seine Pflicht als König zu erfüllen.

Dies ist der Inhalt des Kapitels 25, und an diese seine Vorlage hielt sich Fouqué als den Kern seiner Sage genau, nur daß er das Ganze sehr in die Länge zog. Neu erfand er dazu die Exposition und den Schluß; der letztere entsprang seinem moralischen Gerechtigkeitsgefühl, das den Finnen Swasi wegen seines betrügerischen Zaubers in die gerechte Strafe verfallen läßt. Während dies Fouqués ganz selbständige Erfindung ist, knüpfte er in seiner Exposition wenigstens mit dem Namen Gyda an seine Vorlage an. Gyda nämlich war die erste Gemahlin König Haralds, zu der er ihrer Schönheit und ihres Stolzes willen in größter Liebe entflammt war; von ihr ist in Kapitel 3, 4 und 21 der Harallsage die Rede. Fouqué läßt nun Schön-Gyda sterben, ohne aber ihr Andenken aus des Königs Sinn schwinden zu lassen; erst Swasis Zauber gelingt dies für die bestimmte Zeit.

Es ist wahrscheinlich, daß Fouqués ursprüngliche Quelle jenes Werk des Thormodus Torfaeus war, das er bereits für seine Sigurd-Dramen sehr genau studiert hatte: Historia rerum Norvegicarum, Hafniae 1711. Hier ist in pars secunda S. 3 f. und S. 45 f. der für uns in Betracht kommende Teil der Harallsage wiedergegeben. Fouqué hat aber sicher bei der Anfertigung seiner Sage das Originalwerk studiert, was einmal aus der orthographischen Schreibweise von Eigennamen hervorgeht, dann aber auch aus verschiedenen Reminiszenzen an andere Kapitel der Harallsage, die bei Torfaeus nicht erwähnt sind.

Noch für eine zweite nordische Sage

Bue und sein Schatz (1813, I.)

hat Fouqué seine Quelle in dem eben erwähnten Werk des Thormodus Torfaeus. Als dem Historiographen König Friedrichs IV. von Dänemark und Norwegen (1699—1730) standen Torfaeus alle handschriftlichen Schätze der Kopenhagener Bibliothek zur Verfügung, und so wurde seine Norwegische Geschichte ein vom historisch-kritischen Standpunkt aus wohl anfechtbares Werk, das aber über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus für viele eine reiche Quelle von Wissenswertem wurde. Für unsere Fouquéische Ballade handelt es sich um die Jomsvikingasaga,*) die Torfaeus in sein Werk hineinverwob, im besonderen um eine Episode aus der Geschichte von Palnatokis Nachfolger Sigvald. Dieser hatte sich mit König Svein von Dänemark verbrüdert, wo-

*) Siehe PGr. ²II₁ S. 819 f.

bei er mit seinen Jomsvikingern das Gelübde abgelegt hatte, den Jarl Hakon von Norwegen zu töten. Bei der Ausführung ihres Schwures aber erlitten sie in der Hjörungenbucht eine Niederlage, die der Anfang zu ihrer vollständigen Vernichtung war. Aus dieser Schlacht nun ist die Episode, die Fouqué für seine Ballade diente: Der größte Teil der streitenden Jomsvikinger war dem Feind bereits erlegen; nur Bui und seine Genossen hielten noch stand. Als schließlich aber auch sie weichen mußten, stürzte sich Bui, um der Gefangenschaft zu entgehen, mit seinen Goldkisten über Bord, wobei er seine Leute aufforderte, ihm zu folgen. Die Sage fügt dann noch hinzu, daß sich Bui auf dem Meeresgrund in einen grimmigen Wurm verwandelt und als Wächter auf sein Gold gelegt habe.

Fouqué hielt sich im einzelnen genau an seine Vorlage, so daß aus dem eben Erzählten diese kleine Ballade entstand, die in fünffüßigen Jamben ausgeführt ist.

In einer anekdotenhaften Erzählung schildert Fouqué des weiteren „eine geschichtliche Begebenheit“, die er

Belohnter Fürstenmut (1812, I.)

überschrieb; trotzdem er angibt, sie teilweise wörtlich aus einem altdeutschen Buche genommen zu haben, ist es mir nicht gelungen, sie historisch zu belegen. Es handelt sich um Kaiser Karl V., wie er seine Gunst seinem Schwiegersohn Oktavio Farnese entzog und ihn seines Herzogtums Parma beraubte, obgleich er ihm keine Schuld vorzuwerfen hatte, sondern im Gegenteile von ihm in vielen Feldzügen aufs treueste unterstützt worden war. Der Herzog behauptete sich aber im Bewußtsein seiner Unschuld mit den ihm ergebenen Untertanen solang in Parma, bis sich Karls V. Zorn wieder gelegt hatte und sich ihm in neuer Huld zuwandte.

Eine andere Erzählung von Fouqué

Asträas Erscheinung (1814, II.)

nung hat ähnlichen historischen Hintergrund, nämlich Italien zur Zeit der Condottieri, und die Hauptpersonen sind eben drei solche vagante Machthaber. Als ehemalige Hauptleute des Francesco Sforza hatten sie bald einen Anhang um sich gesammelt und trieben nun von den Schlupfwinkeln des Apennin aus ihr Unwesen; neben schlechten Taten hatten sie vor allem ihre Freude an losen, unbändigen Streichen, die sie in ungezählter Menge ausführten. Zwei derselben bilden den Kern unserer Erzählung, und das Ende dieser drei Gesellen macht ihren Schluß, wobei Fouqués moralische Tendenzen zur vollen Geltung kamen.

Weder für die Novelle im Ganzen noch für einzelne Teile

konnte ich eine Quelle finden; doch bezweifle ich nicht, daß es für Fouqué eine solche gegeben hat, die womöglich auch das oben erwähnte altdeutsche Buch ist. Ich zähle diese und ähnliche Arbeiten Fouqués zu jenen Produkten, die er von dem Höhepunkt seines literarischen Schaffens an bis in seine späte Zeit in großer Zahl seinen sonst müßigen Stunden entlockte, ohne damit mehr als ganz gewöhnliche Unterhaltungsliteratur zu geben und geben zu wollen.

Bedeutender dagegen ist eine Erzählung von ihm, die den einfachen Titel:

Eine altitalienische Geschichte (1812, I.)

führt. Die „Zeitg. f. d. Elegante Welt“ 1811 brachte in Nr. 239 die Uebersetzung einer Novelle von Straparola da Caravagio; der Uebersetzer gab ihr den Titel: Die neue Hero. Fouqué hatte diese Uebersetzung sicher gelesen, möglicherweise aber auch das Original,*) letzteres dann in der Folge des ersten. Der innig romantische Stoff hatte ihn sicherlich außerordentlich angezogen, so daß er beschloß, in einer selbständigen Erzählung die dichterischen Mängel, die sich wirklich in der Novelle fanden, zu beseitigen. Mit seiner einfachen und klaren Erzählungskunst, die damals, kurz nach Vollendung der Undine, auf ihrer Höhe stand, gelang ihm dies vortrefflich.

Der Inhalt des Originals ist folgender: Die schöne und vornehme Jungfrau Malgherita aus Ragusa entflammte in heißer Liebe zu dem wohlgestalten Bettler Theodoro, der eine elende Hütte auf einem Felsenriff vor der Stadt bewohnte. Um heimlich ihre Liebe genießen zu können, schwamm Malgherita allnächtlich von dem Garten ihres Palastes zu ihrem Geliebten hinüber, der ihr als Wegweiser durch die Fluten ein Licht aus seiner Hütte leuchten ließ. Nach einiger Zeit aber wurde die kühne Schwimmerin von Fischern entdeckt, die das zufällig erfahrene Geheimnis alsbald Malgheritas Brüdern verrieten. Diese ergrimmten über die Schande ihrer Schwester und beschlossen ihren Tod. Zu diesem Zweck besuchte einer der Brüder während der nun folgenden Nacht den Bettler in seiner Hütte, weshalb dieser natürlich das Licht für seine Geliebte nicht anzündete. Unterdessen aber lockten die übrigen Brüder ihre Schwester durch ein Licht in einem Kahn aufs offene Meer hinaus, wo die Nichtsahnende schließlich durch die lange Anstrengung ermattet in den Wellen ihren Tod fand.

Für seine Erzählung hat Fouqué den ganzen Stoff, wie er sich ihm in den Personen, ihrem Handeln und dem Ort der Handlung darbot, beibehalten; nur die Gestalt des Theodoro ver-

*) Le Tredici et Piacevoli Notte des S. Giovan Francesco Straparola da Caravagio. In Venetia MDXLIII.

änderte er, indem er aus dem Bettler einen reichen jungen Ritter aus edlem Geschlecht machte. So war der Stoff echt ritterlich, Fouquéisch zugestutzt. Dadurch ergab sich natürlich eine andere Exposition: Nicht dem arglos bettelnden Theodoro gesteht die schöne Margarete leidenschaftlich ihre unbezwingbare Liebe, sondern Theodosio wirbt schon lange um die Gunst der schönen, aber spröden Jungfrau. Müde des langen Werbens und verzweifelnd an seinem Glück weiht er sich schließlich dem geistlichen Stande und wird ein frommer Einsiedler, wozu er sich auf das vor der Stadt im Meer liegende, kleine Eiland zurückzieht. Nun wird endlich voll Rührung seine früher Angebetete von Liebe zu ihm ergriffen, und nähert sich ihm in seiner moosigen Hütte. Von hier verfolgt Fouqué wieder genau den Faden des Originals.

Zweifellos hat die Novelle durch Fouqués Bearbeitung an poetischer Kraft und Wahrheit gewonnen, was er selbst so stark gefühlt zu haben scheint, daß er sich berechtigt glaubte, die Erzählung ohne Angabe des Originals unter seinem Namen dem Leser darzubieten.

Die beiden Hagen.

„An den Herausgeber des Nibelungenliedes" von Fouqué (1812, III.)

Mit diesem kurzen Gedicht wandte sich Fouqué an Heinrich von der Hagen, der a. o. Professor für deutsches Altertum an der Berliner Universität gewesen, bereits 1811 aber nach Breslau übergesiedelt war. Er hatte 1810 das Nibelungenlied in der Ursprache herausgegeben, und für diese Tat pries ihn Fouqué, indem er ihn mit Hagen im Nibelungenlied verglich; wie dieser durch seine übergroße Treue zu Gunther höchste Bewunderung verdiene, so gebühre letztere auch einem anderen Hagen, denn:

„Das Lied lag wie erschlagen, Sah kaum sich selber gleich. — —"
„Nun darf das Lied es wagen, Blickt frisch und froh uns an;
Ei, Hagen, wackrer Hagen, Wie gut hast Du getan!"

Als Versmaß verwandte Fouqué hier die sog. neue Nibelungenstrophe, wie sie die Romantik aufgegriffen hatte, und wie sie Uhland dann von 1815 an in seinen Balladen zu wahrem Leben erweckte.

Fouqué hoffte wohl, durch dies Preislied v. d. Hagen für die „Musen" zu gewinnen, sah sich darin aber jedenfalls getäuscht. Das Gedicht ist wieder abgedruckt in Fouqués: Gedichte II (1817) S. 146 ff.

Ein weiteres Gedicht von Fouqué betitelt sich

Der kranke Ritter (1812, III.)

und handelt von einem verwundeten Krieger, der im Fieberwahn seine Ohnmacht zum Kriegsdienst vergessen hat und

in heftigem Verlangen nach Roß und Waffen ruft; als das Fieber dann weicht, erkennt er seinen wahren Zustand und jammert ob seiner kläglichen Lage. Das Gedicht ist so echt empfunden, daß man unschwer das Persönliche in ihm erkennt: Fouqué, der verabschiedete Offizier, kann seine Sehnsucht nach brausendem Schlachtenlärm, der rings um ihn tobt, nur mit Mühe bezwingen.

Der Andreasabend

von Fouqué. (1813, I.)

Dieser Erzählung liegt der alte abergläubische Volksbrauch zugrunde, daß der Vorabend des 30. November, des Andreastages, vorzüglich dazu geeignet sei, eheluſtigen Mägdlein das Bild ihres Zukünftigen vorzuzaubern. Es ereignete sich natürlich des öfteren, daß das Bild des Erschienenen nicht immer nach dem Wunsch des Mädchens aussah, ja im Gegenteil, daß oft Schreckgestalten die Herzen der Unschuldigen, vor allem aber der nicht Tugendsamen, beinah brachen. In diesem Sinn benützte Fouqué die Volkssage. Die äußere Umrahmung nahm er aus der Zeit des 30 jährigen Krieges, die Jahre bald nach der Zerstörung Magdeburgs durch Tilly. Dieser äußerst abenteuerlichen Zeit entnimmt Fouqué leicht einen real scheinenden Boden für seine Erzählung, und so erhält das Ganze das Gewand des wirklich Geschehenen. Hineinverwoben sind Fouqués eigene religiöse und moralische Anschauungen und Gefühle, indem er die Hauptpersonen in diesem Sinn einander gegenüberstellt: die gottesfürchtige Jungfrau Margreth im Gegensatz zu ihrer Jugendgespielin, dem schönen Bärbchen, einem leichtgesinnten, allzu fröhlichen Dirnchen. Die fromme Jungfrau rät dem leichtsinnigen Bärbchen von dem greulichen Teufelsspuk des Andreasabend ab, wobei sie an die kaum vorübergegangenen Zeiten des „bösen Tilly“ mahnt. Zum Schluß kommt dann die Fouquéische Moraltendenz, indem die fromme Margreth in Demut ihr irdisch Glück erwartet und erhält, während das tolle Bärbchen von Glück und noch mehr Unglück gejagt, schließlich ihren Frieden in dem „mühsam frommen Geschäft“ einer Hospitalvorsteherin findet.

Die Elfenkinder.

Ein Zauberspiel von Fouqué. (8113, III)

Mit dieser kleinen dramatischen Skizze betrat Fouqué ein Gebiet, das er in seinem ganzen Dichten nur noch einmal betreten hat und zwar in dem Possenspiel „Die Zaubrer und der Ritter“, das vermutlich auch aus der Zeit von 1812 stammt. Nach dem Vorbild des Sommernachtstraumes stellt Fouqué hier Halbgeister und Menschen nebeneinander, wobei natürlich echt romantisch das

Geschlecht der Elfen hoch über den tölpelhaften Menschen steht; der edle Ritter und seine Winhilde auf der einen, der von Dummheit strotzende Klaas und seine Grete auf der anderen Seite. Klaas wirbt um die vermenschlichte Winhilde, die aber in Wirklichkeit die Enkelin eines Elfen ist, und auch stets ihr edles Blut in den Adern fühlte. Kurz vor der Hochzeit zeigt sich der Elfe, entdeckt Winhildens Abkunft und führt ihr ihren langerträumten Ritter zu. Klaas gibt sich dann mit seiner Bauerngrete zufrieden, und mit doppeltem Ehebunde schließt das Stückchen. Das Ganze ist in Prosa geschrieben, die bisweilen in fünffüßige Jamben übergeht. Ich glaube kaum, daß man das Fehlen weiterer Dichtungen dieser Gattung in Fouqués Schaffen bedauern darf.

Gebet.

(Aus einer ungedruckten Dichtung) von Fouqué.

(1813, II.)

Das Gedicht stammt aus dem Jahr 1812 und zwar, wie Fouqué selbst in seiner Lebensgeschichte S. 310 erzählt, aus der Zeit, als Preußen im Bündnis mit Napoleon alle Festungen des Landes, selbst Spandau, von den Franzosen besetzt sah. Diese unwürdige Lage drückte Fouqué so sehr, daß er „in verzweifelndem Jammer Gott um seinen Tod bat“. Zugleich aber hegte er doch „die geheime Hoffnung auf künftigen Errettungskampf wider das Fremdlingsjoch. Doch: welch furchtbar bedräuende Gefahren für Weiber und Kinder!“ Allen diesen Gefühlen begegnen wir in unserem Gedicht: Der seiner Ahnen gedenkende Ritter, stets kampfbereit und ruhmbegierig, einerseits, und der um das Schicksal der Seinen besorgte Gatte und Vater andererseits. Der Schluß zeigt uns, wie das in Fouqués Poesie so häufig der Fall ist, den friedfertigen, in den Willen Gottes sich ergebenden Christen.

Es folgen nun einige Gedichte Fouqués, die zu ihrem Verständnis der Angabe der Verhältnisse bedürfen, in denen sie entstanden sind.

Nach einem kurzen Urlaub während des Prager Kongresses im Kriegsjahr 1813 stand Fouqué wieder bei seiner Armee in Schlesien, und langsam rückte man durch Böhmen, das durch den Bund mit Oesterreich offen stand, gegen Dresden. Durch wunderliche Berg- und Burgtäler ging der Marsch im „klangreichen Böhmerland“, und ein heitrer Bund edler Dichterfreunde scharte sich um Max von Schenkendorf und Fouqué. In so anmutig befreundeter Umgebung fühlte sich Fouqué, trotz seiner Todesahnung, außerordentlich wohl. Ganz aus dem Geist dieser Zeit entstand das erste Gedicht:

Auf dem Marsche.

In Böhmen in einer schönen Gebirgsgegend
den 14. August 1813 (1813, III.)

Die schöne Gegend und die herrliche Natur versetzten Fouqué in eine frohe Stimmung, die aber doch durch bange Hoffnungen für die nächste Zukunft erschüttert wurde; Vertrauen auf Gott gab ihm dann wieder seine seelische Ruhe. Es fehlt den drei trochaeischen Strophen eine kräftigere Charakterisierung im Einzelnen, damit dem Leser das Bang-Zuversichtliche als das Charakteristische in dem Gedicht deutlich zum Bewußtsein käme.

Nachdem die Schlacht bei Dresden verloren war und der betrübende Rückmarsch nach Böhmen angetreten werden mußte, fühlte sich Fouqué bis zum äußersten bedrückt. In dieser Stimmung entstand im Lager von Teplitz die einzelne Strophe:

Vor der Schlacht bei Kulm (1813, III.)

die wie ein Gebet seinem Munde entquoll. „Lindernder Himmelstau sollten diese Worte sein, der in die welke Blume herabträufelt und dann wieder emporduftet als ein geheimnisreicher Hauch“, sagt Fouqué selbst. Dies war am 29. August. Einen Tag später dann die Siegesschlacht von Kulm, und Fouqué jubelte alsbald in den höchsten Tönen ein Siegeslied, dem der eben damals eingetroffene und mit Fouqué befreundete Karl Borromaeus von Miltitz eine begeisterte Weise verlieh; dies ist das dritte Gedicht:

Nach der Schlacht bei Kulm. (1813, III.)

Die beiden letzten Strophen kamen erst nachträglich hinzu, nachdem die Kunde von dem Sieg bei Dennewitz durch General Bülow eingetroffen war. Sie entstanden unmittelbar nach dem Dankgottesdienst, den die Armee anläßlich der Siege feierte; ganz unter diesen Eindrücken sind sie niedergeschrieben.

Wie ich bereits oben erwähnte, kehrte Fouqué auf seiner Heimreise nach der Entlassung aus dem Kriegsdienst in Weimar bei Goethe ein; an jenem Abend in dem Schopenhauerischen Hause wurde Fouqué von Goethe ersucht, etwas von seiner Muse während des Feldzuges mitzuteilen, und Fouqué trug zuerst jene paar Zeilen: „Vor der Schlacht bei Kulm“ vor. Alle Anwesenden zeigten sich ergriffen, und sprachen es auch aus. Nur Goethe nicht. Der sah still und wortlos vor sich nieder. Hierauf griff Fouqué zu seinem Lied „Nach der Schlacht bei Kulm“, und nun zollte Goethe dem Dichter in tiefem Ernst seinen Beifall mit den Worten: „Schön, sehr schön,“ wobei er noch hinzufügte: „Um so erquicklicher, als das Erstere beinahe etwas penible zu nennen war.“

Dieser Bericht stammt von Fouqué selbst und zwar aus seinem Büchlein: Goethe und einer seiner Bewunderer, Berlin 1840.

Ein weiteres Gedicht rührt ebenfalls aus diesen Tagen von Teplitz her, wie schon der Titel sagt:

„In einem verfallenen Fenster der Ruinen des Schloßberges von Teplitz." (1813, III.)

Zwei inhaltsarme, poesielose Strophen reimt Fouqué hier zusammen, indem er sich beim Anblick der Ruinen ins ritterliche Mittelalter versetzt fühlt und der „süßen Dame" gedenkt, die wohl einstens von hier durchs breite Fenster hinausblickte und an ihren streitbaren Ritter dachte.

Ein weiteres Gedicht Fouqués gehört ebenfalls seiner Freiheitslyrik an und ist überschrieben:

Die Siegeslichter; an die Preußen. (1814, I.)

Er erinnert damit die preußischen Freiheitskämpfer an die tote Königin Luise, und an den Schwur, den soviele beim Anblick des Kummers der herrlichsten Frau geschworen hatten: das Vaterland zu retten. Nun sei die Zeit zur Einlösung dieses Schwures gekommen, die Zeit, in der die gebrochenen Augen der Königin wie zwei Sterne als Siegeslichter den preußischen Kriegern durch das Schlachtengewimmel leuchteten.

Als letztes Gedicht in seinen „Musen" bringt Fouqué:

Der Nachtwächter am Schluß des Jahres 1813. (1814, II.)

Ende 1813 ließ Fouqué seine „Gedichte vor und während des Krieges" als Manuskript für seine Freunde drucken, machte diese Ausgabe aber bald zu einer allgemeinen; zu dieser soll „Der Nachtwächter" ein Nachtrag und zugleich der Abschluß sein. Ganz nach dem Vorbild des alten Nachtwächterliedes „Hört ihr Herrn und laßt euch sagen', das schon im 16. Jahrhundert bezeugt ist, reimt Fouqué hier eine Strophe zusammen mit der christlich patriotischen Ermahnung an „Frauen und Herrn", Gott zu loben und zu preisen für das ruhmvolle Jahr Dreizehn!

Die Heilung des Wahnsinnigen

von Fouqué. (1814, I.)

Diese kurze Ballade, bunt wechselnd in gereimten Trochaeen und Jamben, erzählt von einem tollen Rittersmann, der durch einen Sprung aus dem Fenster seinem Wärter auf dem Schloß entkommen ist und nun im Walde umherjagt, bis er ermattet zusammenbricht. Als er wieder zu sich kommt, sieht er von weitem ein Weib auf ihn zuschreiten und dabei kommt ihm die Erinnerung an seine frühere Braut, die ihm untreu geworden war. Als

sie dann bei ihm ist und sich liebend seiner annimmt, erkennt er plötzlich seine geliebte Ungetreue; sie aber spricht von Liebe und Reue und wie sie fürder ihn pflegen und heilen wolle. Da weicht der Dämon des Wahnsinns von ihm, und in süßen Tränen ringt sich der Kummer von seinem Herzen los; in holder Seligkeit entschlummert er in Lauras Schoß.

Es ist wohl möglich, daß Fouqué den Stoff selbst erfunden hat, wenigstens ohne direkte Quelle. Reinhold Steig vermutet, daß die Erzählung „Heilung" in Kleists „Berliner Abendblätter" von Fouqué stammt, da der Stoff darin im Grunde derselbe sei wie in dieser Ballade; Kleists strenge Redaktion habe die Erzählung damals zusammengestrichen und so stark gekürzt, daß ihre ursprüngliche Form kaum mehr erkannt werden könne. Das Motiv des Wahnsinns, für das die Romantik eine gewisse Vorliebe hatte, hat Fouqué noch einige Male verarbeitet, stets mit weich ausklingendem, sentimentalem Schluß.

Herkules Torelli.

Eine Erzählung von Neumann. (1812, I.)

Dieser einzige poetische Beitrag Neumanns hat die schon oben bei Fouqué erwähnte Zeit zu ihrem historischen Hintergrund, also die Zeit, in der die Condottieri in Italien ihren Willen mit dem Schwert in der Hand verfochten. Neumann hatte sich ja durch die Uebersetzung und Herausgabe*) von Machiavellis Florentinischen Geschichten ziemlich genau mit jener Zeit vertraut gemacht; doch findet sich in diesen Studien nicht etwa, wie man vermuten könnte, die Quelle zu der uns vorliegenden Erzählung; es ist wohl möglich, daß auch sie in dem von Fouqué erwähnten „altdeutschen Buche" zu suchen ist. Der Kern der Erzählung ist folgender: Herkules Torelli, ein durch Tapferkeit und Adel der Gesinnung ausgezeichneter Jüngling, erwirbt sich in kurzer Zeit die höchste Gunst seines Herrn, Malatestas von Rimini und Pesaro, wodurch die anderen Hauptleute, besonders ein gewisser Malgagna, in boshaftem Neid ergrimmen. Durch eine geschickt eingefädelte Intrige gelingt es diesem, Malatesta von der Untreue und Heuchelei seines Günstlings zu überzeugen, so daß er dessen Tod beschließt. Eben als das Vorhaben ausgeführt werden soll, geschieht ein Ueberfall durch den feindlichen Peter von Ferrara, in dessen Verlauf Malatesta und Malgagna ihren Tod finden; nur durch die Besonnenheit Torellis gelingt die Ueberwältigung der feindlichen Scharen. Zum Schluß ergibt sich dann durch das Geständnis des sterbenden Malgagna die völlige Unschuld Torellis,

---

*) Berlin 1809.

dessen Glück nun durch die Heirat mit Malatestas verwitweter Gemahlin Viktoria begründet wird.

Die ganze Erzählung ist nicht ungeschickt aufgebaut und hat bis zur Katastrophe eine nicht unerhebliche Wirkung. Die Heirat am Schluß aber, die unmittelbar auf die Katastrophe folgt, stört den harmlosen Leser zweifellos, weil ihm eben dadurch Zweifel aufsteigen an der völligen Unschuld des Helden, was durch die Art der Erzählung noch gesteigert wird. Gerade dies aber deutet darauf hin, daß Neumann in seiner Novelle einer Vorlage gefolgt ist. Denn dieser Schluß ist keineswegs nach seinen eigenen künstlerischen und menschlichen Absichten geraten, sondern enthält jenes „alte, über die ganze Weltliteratur verbreitete Motiv von der Witwe, die aus der tödlichen Trauer um den eben verstorbenen Gatten heraus nur die kürzeste Frist dazu braucht, um unter gröblicher Verletzung der Pietät gegen den ersten sich einem neuen Liebhaber zu ergeben". Die uns bekannteste Fassung in der Literatur des Mittelalters ist die von Hartmann von Aue im „Iwein" und seiner Vorlage, dem Roman des Chrétien von Troyes. Wie hier die schnelle Sinnesänderung der Witwe damit begründet wird, daß sie notwendigerweise möglichst bald einen geeigneten Schutz für sich und ihr Land braucht, so findet sich auch in Neumanns Novelle dieselbe Begründung der Schlußhandlung.

Das warnende Gespenst

von Varnhagen. (1812, I.)

Diese kurze Erzählung behandelte bereits R. Steig in seinem Werk: „Kleists Berliner Kämpfe" – und zwar keineswegs zugunsten Varnhagens. Hören wir ihn selber: „Das Bettelweib von Locarno" hat auf die Fortentwicklung der Literatur einen starken Einfluß ausgeübt. Ich beschränke mich auf das folgende: Nicht geniert hat sich der Dichter Varnhagen, als er, unmittelbar nach Kleists Tode, das Schloß, das Gespenst, den Hund, den Degen, den Wagen, die Abfahrt als die Ingredienzien für seine Novelle „Das warnende Gespenst" dem „Bettelweib von Locarno" . . . abbettelte. Dieser herbe Vorwurf scheint mir nicht berechtigt zu sein; Schloß, Gespenst und Waffen sind wohl sehr oft wesentliche Bestandteile für die äußere Gestalt von Gespenstergeschichten, und was die literarische Einführung des Hundes anbelangt, so findet er bei Varnhagen eine wichtige Verwendung, während er bei Kleist ganz nebensächlich oder überhaupt nicht gebraucht wird; innerliche Zusammenhänge können kaum festgestellt werden. Es ist ja wahrscheinlich, daß sich Varnhagen durch Kleist zu seiner Erzählung anregen ließ; ich glaube aber nicht fehl zu gehen, wenn ich behaupte, daß wir in diesem Fall bei Varnhagen ungleich tieferen

Gehalt antreffen, und daß die ganze Erzählung in ihrer Kürze wahrhaftiger wirkt als die Novelle von Kleist.

Zwei weitere Beiträge Varnhagens im ersten Musenheft sind literarisch wenig bedeutend:

„Vetter Rameau“ und **„Hülsen“.** (1812, I.)

In jenem gibt er zuerst eine kurze Charakterisierung von Diderots geistvollem Buche, zu welchem der Verfasser wohl die meisten eigentümlichen Züge wirklich jenem Rameau entnommen habe, sie aber so aneinanderreihte, daß ein nichtswürdiger, verworfener Mensch entstand. Demgegenüber gibt nun Varnhagen zwei Erzählungen wieder, die er den Werken zweier Franzosen entnahm: Cazotte, oeuvres choisiers et badines, zweites Bändchen und Mercier, Tableau de Paris, XII, S. 111. Aus diesen beiden Erzählungen geht hervor, daß der wirkliche Rameau entgegen dem Diderotschen ein Mensch war, dem die Natur in sonderbarer Mischung die widersprechendsten Gaben verliehen hatte. „Dieser Rameau mit seinem einzigen Talent für Musik und mit seiner Gutmütigkeit muß sich mit seinem häßlichen Gesichte, seiner Lächerlichkeit und Unbehilflichkeit in einem widrigen Leben verbrauchen, und niemand hat gehört, wenn sein Inneres aufgeseufzt hat.“

Der zweite Beitrag „Hülsen“, bringt eine tragikomische Anekdote aus Hülsens Leben, (jenem besonderen Freund Fichtes und Erzieher Fouqués und so unserem ganzen literarischen Kreise bekannt), der 1810 während eines Besuches bei seinen märkischen Freunden gestorben war. Fouqué war damals im Besitz von Hülsens literarischem Nachlaß, woraus er in Schellings „Allgemeiner Zeitschrift von Deutschen an Deutsche“, Nürnberg 1813, philosophische Fragmente veröffentlichte.

Epigramme des Platon

von V a r n h a g e n von Ense. (1812, IV.)

Als „Zuneigung an Schleiermacher“ setzte er unter den Titel folgende Widmungsverse in Distichen:

„Du, der zaubernd beherrschet den Urquell griechischer Weisheit,
Daß die geheiligte Flut deutsche Gefilde durchströmt,
Gütig empfange die Blumen, die treu nachstreben dem Strome,
Gern ihr schönes Geschlecht weiterverpflanzend mit ihm.“

Diese Verehrung Varnhagens für Schleiermacher reicht schon in die ersten Anfänge seiner literarischen Laufbahn zurück, wo sie ihren Grund in jenem Bund „τὸ τοῦ πόλου ἄστρον“ hatte, der den jungen Varnhagen mit gleichgesinnten Freunden in Berlin vereinigte. Hier hatte er begonnen, zusammen mit Neumann das

Griechische zu erlernen, und setzte dann diese Studien mit treuem Fleiße fort, als die beiden Freunde zusammen die Universität bezogen. Bei F. A. Wolf trieben sie homerische Studien, während sie sich bei Schleiermacher vor allem mit Plato beschäftigten. Aus dieser Zeit nun stammen Varnhagens Uebersetzungen der Platonischen Epigramme, die er alsbald seinem Meister unterbreitete. Dieser sprach seine Zufriedenheit darüber aus und gab seinem Schüler „mit genauer Sorgfalt manche Verbesserung an", die Varnhagen sehr hoch schätzte. Die beinah freundschaftlichen Beziehungen des Lehrers zum Schüler erlitten aber bald eine empfindliche Störung, da ein allzu schweigsames Zurückhalten Varnhagens gegenüber seinem Lehrer (was sich aus der immer sich steigernden Verehrung für Schleiermacher erklären läßt) als hochfähriger Dünkel auf sein eigenes Wissen gedeutet wurde, welchen Umstand eine Klatscherei dann noch steigerte. Dies erste unglückliche Mißverstehen war zwar bald wieder behoben, doch fehlte in der Folgezeit die herzliche Wärme des früheren Verhältnisses. Varnhagens Hochachtung für Schleiermacher wurde nach seiner eigenen Angabe durch diese Störung nicht geschwächt, doch wird wohl die große Verehrung der Rahel gegen Schleiermacher mit die Ursache gewesen sein, daß ein gutes Verhältnis der beiden stets gewahrt blieb.

Dem Russisch kais. Generalmajor Frhr. von Tettenborn

von K. A. Varnhagen von Ense. (1814, I.)

Aehnlich wie A. W. Schlegel als Adjutant Bernadottes, so ist Varnhagen als Adjutant Tettenborns an den Freiheitskriegen beteiligt. Tettenborns herzgewinnende Persönlichkeit und sein frisch zugreifender Mut hatten Varnhagen vornehmlich bewogen, sich dem kühnen Kosakenführer badischer Abstammung anzuschließen. Seine literarische Tätigkeit während dieser Zeit war neben der Schilderung der Tettenbornschen Kriegszüge auch der Verfertigung zahlreicher Gedichte gewidmet, von denen viele an seinen Führer gerichtet sind; so auch das unsere, das in fünffüßigen Jamben ausgeführt ist. Varnhagen spricht darin den Gedanken aus, wie sein General auf seinen Waffenzügen stets von der Dichtkunst begleitet gewesen sei. Er meinte damit einmal Alexander von Blomberg, der, ehedem Adjutant Tettenborns wie er selbst nun, von einem frühen Schicksal ins Grab gerissen worden war (20. Febr. 1813 vor dem Schönhauser Tor bei der Einnahme Berlins); dann Theodor Körner, den dasselbe Los ereilte, als die Lützowsche Freischar mit Tettenborns Kosaken vereint in Mecklenburg gekämpft hatte. Zum Schluß gedenkt er dann seiner selbst, wie er offenbar dieselbe Bahn wie diese beiden Gefallenen verfolge, wobei er den Wunsch aus-

spricht, nicht eher möge ihn der Tod ereilen, als bis er sich zum Ruhm seines Schützers zu hohem Liederpreis emporgeschwungen habe.

Speziell an den Namen Theodor Körner knüpft sich ein anderer Beitrag der „Musen“, der überschrieben:

An die Frau Appellationsrätin Körner

von Karoline Pichler geb. von Greiner. (1813, III.)

Aus einer Anmerkung der Redaktion erfahren wir, daß nicht die Verfasserin selbst ihr Gedicht für die „Musen“ sandte, sondern daß diesen nur eine Abschrift desselben zuging wohl nicht dazu bestimmt veröffentlicht zu werden, sondern mehr als die persönliche Mitteilung eines Freundes. Zur Geschichte des Gedichtes selbst folgendes: Karoline Pichler hatte durch ihren Freund Merian in Dresden die Kunde von Körners Tod erhalten, und diese Nachricht erschütterte sie aufs tiefste, denn sie hatte den hoffnungsvollen Jüngling in ihrem eigenen Hause kennen gelernt und liebgewonnen, wie auch dessen Eltern, als sie ihren Sohn in Wien besucht hatten. Aus diesem Schmerz heraus entstand unser Gedicht, das Karoline durch Merian Körners Eltern übermitteln ließ. Als Versmaß wählte sie dasselbe wie Schiller, Körners Vorbild, in seinem Gedicht: „Hektors Abschied“. So denke ich, daß sie ihren Rhythmus nicht willkürlich wählte, zieht man noch die traurig-schmerzliche Stimmung in Betracht, die in beiden Gedichten in gleicher Weise obwaltet. Eben diese tiefe Trauer, wie sie damals alle, die den edlen Dichterjüngling gekannt hatten, ergriffen hatte, spricht aus diesen Versen zu den unglücklichen Eltern, und zollt zugleich dem Verdienst Körners als Dichter wärmste Anerkennung. So war das Gedicht der Musenredaktion sicherlich willkommen, weil sie dadurch zu einem würdigen Nachruf auf den Helden und Dichter der stürmischen Zeit gelangt war.

Umrisse und Bruchstücke

von J. G. Seegemund. (1812, I.)

Zur Zeit als die „Musen“ entstanden, studierte der achtzehnjährige Seegemund auf der Berliner Universität Theologie; seit 1811 war er in dem Fouquéischen Kreise heimisch und von Fouqué und Neumann sehr hoch geschätzt. Er hatte sich bereits, meist in religiösen Gedichten, unter dem Pseudonym Gottwalt literarisch betätigt, was ihn in Fouqués Augen zu einem gottbegeisterten Dichter machte. Eingehend charakterisiert ihn Neumann in einem Brief an Varnhagen (30. Dezember): „Unter den liebsten Erscheinungen der Menschenwelt aber, die ich je gehabt, gehört ein junger Mensch namens Seegemund, der mich von Berlin hierher (Nenn-

hausen) begleitet und sich Fouqué durch Uebersendung einiger vortrefflichen Gedichte bekannt gemacht hat. Das frömmste kindlichste Gemüt vereinigt sich mit einer Festigkeit und Sicherheit im fortschreitenden Leben und mit einer Anlage zu Poesie, die fast als vollendetes Talent hervorbricht, besonders für religiöse Gedichte.“ Die Wahrheit dieses überschwenglichen Lobes bestätigte die dichterische Entwicklung Seegemunds keineswegs; denn seine poetische Kraft versiegte, bevor sie auch etwas nur annähernd Beachtenswertes hervorgebracht hatte.

Unsere Bruchstücke nun, fünf an der Zahl, die man auch poetische Aphorismen nennen könnte, sind ganz durchdrungen von dem eben erwähnten Charakteristikum Seegemunds, seinem religiösen Gemüt; besonders das eine, das über die Wehmut handelt, ragt in dieser Hinsicht hervor: „Es ist klar, daß nur ein religiöser Geist der wahren Wehmut fähig ist, daß nur ein echt poetischer Geist, dem jenes nie abgehen kann, sie durch Gestaltungen wieder in Anderen hervorzurufen vermag. Es gibt kein höheres Symbol als Christus Tod, wo in dem höchsten Verlust der höchste Besitz wohnt, alle Zukunft erscheint dort als Vergangenheit, alle Vergangenheit als Zukunft, wir schauen an die Ewigkeit Gottes in Christo und versinken in der Seligkeit, die uns durch ihn bereitet ist.“ Dieser schwärmerische Erguß ist religiöse Romantik in echtestem Stil, und hätte reichlich zehn Jahre früher das Gemüt jedes romantisch Fühlenden in helle Begeisterung versetzt: Man darf sich hier wohl an die religiösen Empfindungen eines Novalis erinnern.

Noch in anderem Sinn läßt sich Seegemund als echter Romantiker aus der frühesten Schule bezeichnen. Die „Umrisse und Bruchstücke“ nämlich sind in den „Erholungen“*) 1813 fortgesetzt. In den dortigen vier Stücken tritt uns besonders des Verfassers schwärmerische Naturliebe entgegen; er kann sich in seinen Worten kaum genug tun, um der Welt zu verkünden, daß die Natur mit ihren Wolken und Nebeln, Wiesen und Wäldern, Strömen und Himmel sich ihm endlich als eine lebendige Einheit aufgetan hat. In vollkommen Tieckscher Romantik malt er die ganze Natur zu einer erhabenen Persönlichkeit. Hier unterzeichnete er mit seinem Dichternamen Gottwalt, während er sonst gewöhnlich seine Initialen J. G. S. unter seine Erzeugnisse setzte, die in einigen literarischen Zeitschriften jener Zeit verstreut sind.

An J. W. Goethe
von J. G. Seegemund. (1812, I.)

Mit diesem Huldigungsgedicht auf Goethe knüpfte der Verfasser an dessen „Geheimnisse“ an, jenes Fragment aus dem Jahre

*) Ein thüringisches Unterhaltungsblatt für Gebildete. Erfurt; 1813, Nr. 33 und 34.

1784; allerdings nur an den Anfang desselben, den Goethe unter dem Titel „Zueignung“ der achtbändigen Ausgabe seiner Werke aus den Jahren 1787—90 voranstellte. In dieser „Zueignung“ enthüllt uns Goethe das innerste Wesen seiner ganzen Persönlichkeit — sein Streben nach Wahrheit im Leben und in der Kunst —, indem ihm die Göttin der Wahrheit den Schleier der Dichtung reicht, ihm und seinen Mitmenschen zum Segen. Hier knüpft Seegemund an und preist Goethe in beinah unterwürfiger Bewunderung:

„Erzürnt ihn nicht, Genossen seiner Tage!
Ach sonst erlischt sein reines Licht euch ganz;
Er gibt der Gottheit ihren Schleier wieder
Und sehnt sich zu den bessern Schatten nieder,“

wo Sophokles, Shakespeare, Schiller und alle „entwandelten Geschlechter“ ihn freudig empfangen werden.

In der formalen Ausführung seines Gedichtes hielt sich Seegemund an die reine Stanzenform, in der eben Goethe seine „Geheimnisse“ gedichtet hatte; wir haben also hier nach Inhalt und Form rein Goethischen Einfluß.

Von demselben Verfasser stammt auch die kurze Ballade:

Die tote Hand, (1812, II.)

die folgendes Thema enthält: Der sterbende Vater befiehlt seine Rache seinem Sohne, die dieser verspricht, aber nicht ausführt, weshalb der Geist des Toten den Sohn mit sich in die Gruft hinabzieht. Als Versmaß verwandte Seegemund den vierfüßigen spanischen Trochaeus, wie er durch Herder auf die Romanzendichtung der Romantik übergegangen war; die mechanische Behandlung desselben aber verrät den dichtenden Jüngling mit wenig Uebung.

Noch weniger poetischen Wert wie dem ebengenannten ist einem Gedicht desselben Verfassers beizumessen, das

Innerer Friede (1812, III.)

betitelt ist; der kleine lyrische Erguß berichtet von dem Seelenfrieden des Verfassers, der ihm die Zeit zur Ewigkeit gestaltet bis zu seinem Aufgehen in Gott.

Ein weiterer Beitrag Seegemunds, der wenigstens durch seine Größe von den zuletzt genannten hervorragt, ist überschrieben:

Epistel an Thrasys; (1812, IV.)

es sind dies 78 Hexameter, mit denen er sich an einen seiner Freunde wandte, dessen künftiger Beruf die Baukunst war; der Name desselben blieb mir unbekannt. Dieser Freund begann sich damals eben im Dichten zu versuchen, und aus

irgendwelchen persönlichen Gründen fand Seegemund dies Beginnen etwas kühn. Aus diesem Grund, denk ich, überschrieb er das Ganze „An Thrasys“. Nach Anlage und Form ist das Gedicht antikem Muster nachgebildet und bringt auch viele Reminiszenzen aus Homer, Vergil und Horaz.

Mit einem letzten Gedicht:

Friedrich in Stettin; am 24. Januar 1814, (1814, II

das zugleich sein bester Beitrag ist, schließt Seegemunds Tätigkeit für die „Musen“. 1813 war er dem Aufruf des Königs gefolgt und trat in das Regiment Kolberg ein, wo er im Lauf des Krieges zum Leutnant befördert worden war. In der Schlacht bei Dennewitz (6. Sept.) schwer verwundet, heilte er sich im Elternhause in Stettin aus. Dieses, noch in französischen Händen, wurde nach Napoleons Niederlage von den Preußen belagert, bis es sich schließlich ergab. Während dieser Belagerungszeit hatte die Stettiner Bürgerschaft das Standbild Friedrichs des Großen von Schadow durch ein großes Gerüst geschützt und nach dem Einzug der Preußen nun feierte die Stadt die zweite Enthüllung des Standbildes und zwar am Geburtstag Friedrichs d. G., am 24. Januar. Anläßlich dieser Feier machte der kranke Seegemund dieses Gedicht, das durch seine metrische Einfachheit - ganz der Uhlandische Balladenton – eine nicht unerhebliche Wirkung hat. Stofflich begegnen wir jenem Motiv, das begreiflicherweise den deutschen Patrioten in der Zeit der Freiheitskriege im Blute lag, dem Motiv von der Heldenzeit Friedrichs des Großen: Wie das Volk im Geist vom alten Fritz nun geführt würde, so daß der Heldengeist in ihm wieder erwache, nachdem auf die Sonnenzeit der Siege Friedrichs für Preußen ein langer dunkler Tag angebrochen war. Wir werden in einem späteren Beitrag (von Giesebrecht) demselben Motiv wieder begegnen, wo am dämmernden Abend des ersten Schlachttages von Leipzig Friedrichs Gestalt seinen treuen Scharen erschienen sei, um ihnen Siegerkraft zu bringen.

Rittersitte

von Ludwig N o b a b.*) (1812, I.)

Diese Romanze Roberts hat ihren geschichtlichen Hintergrund in jenen langwierigen Kriegen Englands gegen Frankreich, die durch das siegreiche Auftreten der Jeanne d'Arc für die Franzosen zu einem günstigen Abschluß gebracht wurden; im besonderen handelt es sich um die Eroberung der Feste Jargeau an der Loire (12. Juni 1429), die aufs zäheste von dem englischen Grafen Suffolk verteidigt wurde. Erst dem wiederholten Ansturm Johan-

*) Nobab: Druckfehler für Robert.

nas gelang die Ueberwindung, wobei Suffolk als letzter von den Zinnen seines schier unüberwindlichen Bergschlosses wich und über die Loirebrücke floh; hier wurde er aber von einem außerordentlich tapferen Jüngling überwältigt. Bevor er sich diesem aber gefangen gab, schlug er ihn zum Ritter.

Diesen Stoff führt Robert aus und zwar in einem seltenen Versmaß, das er sich wohl ohne Vorbild selbst bildete: Sechs jambische Tetrapodien werden in je zwei gereimten Gliedern zu einer Strophe verbunden, an die sich dann noch ein katalektischer Nachsatz hängt, so daß wir eine siebenzeilige Strophe erhalten. Das ganze Gedicht ist an sich wenig bedeutend und übt auf den Leser nur eine sehr geringe Wirkung aus. Es ist zugleich auch der einzige Beitrag Roberts für die „Musen", an deren Zustandekommen er persönlich mitgeholfen hatte. Seine Uebersiedlung nach Stuttgart und die Wirren der Zeit lockerten sein ehemalig inniges Verhältnis zu seinen Freunden. Fouqués ausdrückliches Verlangen sicherte die Aufnahme der Ritterromanze.

Die Harfe

Schottische Sage von Rühs. (1812, I.)

Ueberliefert ist uns diese Sage von Thomas Garnett: Reise durch die Hebriden; aus dem Englischen übersetzt von Ludwig Theoboul Kosegarten, Lübeck und Leipzig 1802; I, S. 207 ff. Auf seinen Reisen nämlich hörte Garnett in einer Gegend das Sprichwort: „Ich Tor, der ich diesem zulieb meine Harfe verbrannte", womit der Sprecher erlittenen Undank und mißbrauchtes Vertrauen beklagen wollte; über den Ursprung des Spruches wurde ihm dann die Geschichte erzählt, die Rühs als Quelle für seine „Harfe" diente. Dieselbe Sage hatte nach Kosegartens Uebersetzung schon Friedrich Kind wiedergegeben,*) und wahrscheinlich wurde Rühs durch diese Veröffentlichung auf den Stoff aufmerksam; hier war auch die Quelle, Thomas Garnett, angegeben.

Beide, Kind wie Rühs, haben die Sage stofflich etwas verändert, beidemale keineswegs zum Vorteil derselben. Das Original erzählt sie kurz so: Ein berühmter Harfenspieler, dessen vortreffliches Instrument ihm hauptsächlich zu seinem Ruhm verholfen hatte, heiratete ein junges schönes Weib. Einige Zeit darauf erkrankte ein entfernter Verwandter beider, und sie machten sich sogleich auf ihn zu besuchen; es war an einem kalten, windigen Wintertag. Dies und die Beschwerden der Wanderung überwältigten das junge Weib, so daß sie nicht mehr weiter konnte. In Ermangelung von Holz zerbrach nun der Harfner sein kostbares

*) Roswitha II, S. 248 ff. Leipzig 1811.

Instrument und machte aus dessen Trümmer ein Feuer, an dem sich seine Gattin wärmte. Mittlerweile fand sich ein junger Mann bei ihnen ein, der in der einsamen Gegend gejagt hatte und teilte mit ihnen seinen Mundvorrat, so daß sich die Ermattete allmählich erholte. Nun war der Harfner voller Freuden, das Gespräch wurde lebhafter und vertraut, besonders zwischen dem Jäger und dem Weibe. Als man dann die Reise fortsetzte, erbot sich der Jäger noch ein Stück Weges den Begleiter zu machen. Bald gelangten sie an eine tiefe, walddichte Schlucht, wo in der Ferne Wasser rauschte; da klagte das Weib über Durst und der glückliche, arglose Gatte eilte ihren Wunsch zu erfüllen; während seiner Abwesenheit entfloh die trügerische Gattin mit dem Jäger. Die beiden waren nämlich Jugendgeliebte, wurden aber einstens wegen Standesunterschied — er war ein Edelmann, sie aus dem gemeinen Volk — von einander getrennt; nun hatten sie sich zum erstenmal seit jener Zeit wiedergesehen, und das schwache Weib war der Leidenschaft, die ihr einstiger Geliebter in ihr entflammt hatte, unterlegen: sie flohen miteinander auf eine ferne Insel. Beraubt seines Weibes und seiner Harfe soll der Harfner dann ausgerufen haben: „Ich Tor, der ich ihr zuliebe meine Harfe verbrannte!"

Friedrich Kind änderte die Sage insofern, als er den dem Harfner und seiner Gattin begegnenden jungen Mann dessen besten Freund sein läßt, wobei aber beide Freunde sich seit langem nicht mehr gesehen hatten. Das Motiv des erlittenen Undankes und mißbrauchten Vertrauens wird durch diese Umkehrung zweifellos gesteigert, andrerseits aber tritt nun die Zufälligkeit, mit der die beiden Freunde sich gerade in dieser Situation wiedersehen, so stark hervor, daß dies für den Leser unbedingt störend wirkt.

Die Veränderung, die Rühs mit der Sage vornahm, ist bedeutend größer, doch darum nicht glücklicher. Der Harfner, bei dem nordischen Rühs natürlich ein Bardensänger, fährt mit seinem Weib in einem Kahn übers Meer zum Besuch des Vaterhauses. Es erhebt sich dabei ein Sturm und den beiden droht Verderben; doch Poseidon rettet sie: ein Triton führt ihren Kahn aus dem Unwetter ans Land, eine unbewohnte felsige Insel. Das Weib ist erschöpft vor Kälte und Not, und ein Feuer aus den Stücken der Harfe schafft auch hier Linderung. Plötzlich hört man Hilferuf vom Strand, und der Harfner sucht und findet einen Schiffbrüchigen und führt ihn an sein wärmendes Feuer. Während der nun folgenden Nacht entflieht das Weib mit dem Fremdling in dem Kahn des Harfners, der am Morgen sein Unglück sieht und, zum Aschenhaufen gewandt, ausruft: „O Harfe, hab ich dich darum verbrannt?"

Das Zufällige, das ich oben in der Bearbeitung von Kind getadelt habe, beseitigte Rühs in seiner Fassung; doch tritt es in andrer Hinsicht noch stärker hervor, da die doch zu plötzlich eintretende Liebe zwischen dem Fremdling und dem Weibe in keiner Weise begründet ist; zugleich bringt die Hinzufügung der Gottheit etwas feindliches, negatives in die nordische Schlichtheit des Originals. In der metrischen Durchführung des Ganzen ist vor allem der Einfluß von Schillers „Lied von der Glocke“ festzustellen; freilich vermißt man hier die Flüssigkeit, die dort so viel bewegliches Leben schafft; dies tritt besonders deutlich an jenen Stellen zutage, wo neue Versmaße eingeführt werden, was der Leser beinah immer als störend empfindet.

Rundgesang für Deutsche in der Fremde.
Gotenburg 1810. Von Rühs. (1814, I.)

Diesen von warmer patriotischer Begeisterung getragenen Sang verfaßte Rühs während eines Aufenthaltes in Gotenburg d. i. Göteborg an der Jütland zugekehrten schwedischen Küste. Das neunstrophige, in vierfüßigen gereimten Trochaeen ausgeführte Lied gehört mit zur frühesten Freiheitspoesie; nach jeder Strophe fällt der Chor mit neuen, sich nicht wiederholenden, Versen ein.

An die Königin Luise von Preußen.
Zur Feier ihres Geburtstages den 10. März 1810.
Aus dem Nachlasse Heinrich von Kleists. (1812, I.)

Von diesem Gedicht existieren drei Fassungen, von denen die unsre für die zweite gilt; sie bildet zugleich auch die erste Veröffentlichung von den drei Gedichten. Ein neuer Abdruck davon geschah erst 1864 im Morgenblatt Nr. 4, ein dritter nach Kleists Handschrift in den Grenzboten 1867 Nr. 14. Ueber die Beziehungen Fouqués zu Kleist handelte bereits Reinhold Steig,*) wie er es auch schon über das Gedicht getan hat.**) Das Hauptsächlichste hier anzuführen möge mir vergönnt sein: „Fouqué hat, wie wir wissen, handschriftliche Gedichte Heinrichs von Kleist in seinen Händen gehabt und zunächst in den von ihm und Neumann herausgegebenen „Musen“ drucken lassen. Unter diesen findet sich gerade auch eine Dichtung: An die Königin Luise von Preußen, zur Feier ihres Geburtstages, den 10. März 1810. Diese Dichtung kennen die Ausgaben in drei verschiedenen Gestalten. Die erste Gestalt, bemerkt man, entstand in der durch ein ursprünglich in Aussicht genommenes Hofzeremoniell gegebenen Voraussetzung, daß am Geburtstage der Königin ein feierlicher Gottesdienst statt-

---

*) H. v. Kleists Berliner Kämpfe. Berlin 1901. S. 472 ff.
**) Neue Kunde zu H. v. Kleist. Berlin 1912. S. 92 ff.

finden werde: Kleist war also hier seitens der Hofchargen in seiner Eigenschaft als Hofpoet in Aussicht genommen worden. Die jedoch eintretende Abänderung dieses Zeremoniells nötigte Kleist zu einer Abänderung seiner ersten Niederschrift: Und das ist die zweite, von Fouqué in den „Musen“ mitgeteilte Fassung. Die dritte Gestalt wurde zu einem Sonett. Alle diese drei Fassungen stehen in poetischer Wort- und Sinngemeinschaft.“ Auch in metrischer Hinsicht fanden Umarbeitungen statt, so daß das erste in Stanzen, das zweite in Blankversen und das dritte in Sonettform ausgeführt sind.

Ein weiteres Gedicht (1814, III) aus Kleists Nachlaß brachte Fouqué im letzten Musenheft; hier führt es keine Ueberschrift. Es existiert aber noch in einer andern Fassung, die Erich Schmidt als die jüngere bezeichnet; diese ist unter dem Titel „Jünglings Klage“ zuerst im September-Oktoberheft des „Phöbus“ S. 87 f. erschienen, und daraus von Tieck in Kleists „Hinterlassenen Schriften“ Seite 269 f. aufgenommen worden. Unsere Fassung, also die ältere, scheint mir aber als die volkstümlichere weitaus künstlerischer zu sein.

Die Verlegenheiten des Gefälligen

von K. v. Pirch. (1812, III.)

Nirgends ist eine literarische Angabe über K. v. Pirch zu finden, und auch der Name selbst ist nur einmal verzeichnet und zwar im „Nekrolog“ 1831 S. 755, wo das Leben eines Carl Ferdinand von Pirch (1766–1831), Erb- und Gerichtsherr in Dobberphul in Pommern, beschrieben ist; es findet sich aber auch hier keine Notiz oder Andeutung, daß dieser Pirch sich literarisch betätigt hätte. Die Vermutung, daß K. v. Pirch in den „Musen“ ein Pseudonym ist, trifft auch nicht zu, da in Fouqués Briefen an Neumann mehrere Male von Pirch die Rede ist, aus denen zugleich noch hervorgeht, daß Fouqué Pirchs Beiträge für „geist- und gemütvoll“ hält und ihm sehr gewogen ist. Es ist aber doch möglich, daß dieser Pirch mit dem obigen im Nekrolog identisch ist, zumal dieser im gleichen Alter mit Fouqué stand, Gutsherr und verabschiedeter Offizier wie er war. Ein kleines Stück aus unserer Erzählung kann schließlich als ein schwacher Beweis für diese Behauptung angesehen werden. Das Ende der Geschichte nämlich ist die Erhebung des Helden in die Würde eines Gatten und glücklichen Vaters, was der Verfasser als ein großes Glück preist. Pirch von Dobberphul nun hatte selbst dieses Glück genossen, indem er als Gatte und vor allem als Vater sich so überglücklich fühlte, daß er sein trauriges Schicksal — er war durch Krankheit erblindet — vergessen konnte.

Die Erzählung im ganzen ist sehr unbedeutend, obgleich Fouqué von ihr als von einem „ganz trefflichen, recht allgemein ergötzlichen Stück" sprach. In den meisten Kritiken der „Musen" wird sie stillschweigend übergangen; einmal, in den „Erholungen", wird als Grund dafür angegeben: weil man nichts als lauter Negatives von ihr aussagen könnte.

Siegfrieds Schwert

von Ludwig Uhland. (1812, II.)

Dies bekannte Gedicht vom „Hörnern Siegfried", wie Uhland es in seinem Tagebuche nennt, machte er am 8. Januar 1812 nach einer schon früher gefaßten Idee. Von dieser hören wir in einem Brief an Kerner vom 8. Dezember 11: „Könnte man nicht den Volksroman vom gehörnten Siegfried in Balladen, im Volkston, bearbeiten?" Uhland führte diesen Plan aber nicht aus, sondern beschränkte sich auf dies eine Lied.

Im selben Hefte bringen die „Musen" die ergreifende Ballade Uhlands: „Das traurige Turnei", wozu er den Stoff selbst erfunden hatte; am 12. Januar 12 entstand sie, bekam aber erst tagsdarauf in einem anderen Versmaß ihre endgültige Fassung.

Weniger bedeutsam ist ein drittes Gedicht von Uhland, das „Traum" (1812, III.) überschrieben ist, und gleichzeitig mit den beiden vorhergehenden an Fouqué abgeschickt worden war. Entstanden war dies Gedicht am frühen Morgen des 28. Nov. 1811, nachdem Uhland die Idee dazu schon am Tag vorher bei einem Spaziergang auf den Schloßberg aufgestiegen war. Alle diese drei Gedichte fanden in den „Musen" ihre erste Veröffentlichung und sind später in alle die zahlreichen Auflagen der Uhlandischen Gedichtsammlungen aufgenommen worden. Hier in den „Musen" standen sie unter dem Dichternamen Volker, unter welchem Pseudonym Uhland schon in Kerners Almanach für 1812 einen Teil seiner zahlreichen Beiträge veröffentlicht hatte.

Ein letztes Gedicht von Uhland finden wir im zweiten Heft von 1814; es ist dies jenes Lied: „Vorwärts", das Uhland am 4. Febr. 1814 in dem berechtigten Verlangen verfertigte, das damals alle deutschen Patrioten beseelte: Alle Völker, die Napoleons Geißel gefühlt hätten, sollen sich endlich zu einem tatkräftigen Bunde vereinen, um das fremde Joch gänzlich abzuschütteln; „Vorwärts" ihr Völker! Hervorgerufen war dieser Wunsch wohl durch das Zaudern der Hauptarmee unter Schwarzenberg, das Napoleons Stern beinah noch einmal zum Leuchten gebracht hätte. Uhland sandte dies Gedicht am 20. März an Fouqué, als er ihm mehrere Beiträge zum „Frauentaschenbuch" schickte.

Das Ständchen.

Dramatische Episode von Ludwig Uhland. (1813, II.)

Dies „Ständchen“ ist die zweite Szene des unvollendeten Dramas „Tamlan und Jannet“, für das Uhland seine Quelle in der von Conz übersetzten altschottischen Ballade „Der junge Tamlän“ hatte, wie wir aus einem Brief an Kerner (10. Juni 1809) erfahren. Das „Ständchen“ selbst hat er für den Fortgang der dramatischen Handlung frei erfunden und ebenfalls wie das übrige in fünffüßigen Jamben ausgeführt. Die Entstehungszeit des Ganzen fällt in die zweite Hälfte des Jahres 1809; denn im Juni d. J. berichtete Uhland an Kerner, daß er oben erwähnte Ballade für einen guten Stoff für ein Drama halte, und am 21. Januar 1810 meldete ein anderer Brief, daß der erste Akt und eine weitere Szene des Dramas ausgeführt seien. Wie nun aber und wann diese weitere Szene, eben unser „Ständchen“, an Fouqué zum Abdruck in den „Musen“ gelangte, ließ sich nicht bestimmen. Uhland sandte wohl einmal, und zwar mit dem Aufsatz „Ueber das altfranzösische Epos“, die dramatische Skizze „Schildeis“ an Fouqué mit der Bitte, diese letztere nicht eher zu veröffentlichen, als bis das Publikum seinen Namen allgemeiner kennt. Dies war im Mai 1812 und im September d. J. erhielt Uhland laut Tagebuch „Schildeis“ von Fouqué zurück. Ich denke, Uhland wird sich die Skizze zurückerbeten haben; doch ist auch möglich, daß „Schildeis“ von der Musenredaktion als zu umfangreich für ihren Zweck befunden wurde, eventuell hat dann Uhland als Ersatz das „Ständchen“ gesandt. Diese Annahme stimmte auch mit der Zeit der Veröffentlichung in den „Musen“ überein, da Neumann bereits Ende Oktober das zweite Heft für 1813 zusammenstellte. Weder Uhlands Tagebuch noch irgendeine Briefstelle gibt uns über die Frage sicheren Aufschluß.

Dem „Ständchen“ mag man eine gewisse Selbständigkeit zusprechen, aber man fühlt beim Lesen doch allzu sehr das Episodenhafte und man fragt sich, ob es für Uhlands Gedichtsammlungen vorteilhaft war, das „Ständchen“ in sie aufzunehmen. Ueber das ganze dramatische Fragment Uhlands handelte schon Adalbert von Keller in Uhland als Dramatiker, Stuttgart 1877.

Herbstfeier im Jahre 1813 — Aus Schwaben

von Justinus Kerner. (1814, I.)

Die Beziehungen Kerners zu Fouqué sind von denen Uhlands nicht zu trennen; nur waren sie wesentlich wärmer, da Kerner die Fouquéischen Dichtungen höher schätzte als Uhland; auch war er bei seiner großen Reise 1809/10 in Berlin persönlich mit Fouqué bekannt geworden. Trotzdem ist er in den „Musen“ nur mit diesem

einen Beitrag vertreten. Ein früheres Gedicht, eine recht innig gehaltene „Einladung nach Schwaben“, hatte Fouqué seiner Zeitschrift vorenthalten und den „Erholungen“ gegeben, weil er die Mißdeutungen des literarischen Pöbels scheute, wenn er dies Preislied auf seine eigene Person in den „Musen“ veröffentlichte. Der zweite Beitrag, eben unsere „Herbstfeier“, gelangte an Hitzig, da Fouqué noch im Felde stand; infolgedessen empfing auch Kerner von Hitzig brieflichen Dank für die Ueberlassung des Gedichtes. Das Lied selbst ist wohl der beste patriotische Freiheitssang, den die „Musen“ bekamen, und zeigt zugleich auch den individuellen Charakter, der Kerners ganzer Freiheitspoesie eigen ist: der Preis seines engeren Vaterlandes, das ihm unter dem Eindruck der großen Zeit und Siege noch viel hehrer erscheint. Kerner nahm dies Gedicht nicht in seine lyrischen Sammlungen auf, was sich dadurch erklärt, daß er in dem Gedicht „Sommerabend“ durch Verarbeitung ähnlicher Motive eine ähnliche Stimmung schilderte, welches Lied in den Sammlungen zu finden ist.

Hymne auf das Abendmahl
von C. G. Schniebes. (1812, II.)

Analog seinem Beitrag in den wissenschaftlichen Aufsätzen ist Schniebes hier mit einem religiösen Bittgedicht vertreten, das ganz im Predigerton des gläubigsten Christen gehalten ist und sehr viel Aehnlichkeit mit einem liturgischen Gesang hat; unregelmäßig im Versbau und Versrhythmus bringt es häufig folgende Wiederholung:

„Drum kommt zum heiligen Mahle,
Seht der Altar steht bereit;
Christen nehmt die Bundesschale,
Brüder nehmt des Herren Leib.“

Eine allzu große Zierde ist diese Gabe den „Musen“ nicht gewesen, obwohl speziell Fouqué viel an diesem Gedicht gelegen war; im übrigen betont er immer das Rührende und Erbauende an den Gedichten des „wackeren“ Schniebes. Der poetische Wert des Gedichtes ist jedenfalls äußerst gering.

Wenig besseres ist von folgenden fünf Gedichten der Helmina von Chezy zu sagen:

Mitternacht — Trauer — Die Nachtigall — Sie nur Sie (nach Hafis) — Klage, (1812, III.)

Fouqué selbst nennt sie „artige, liebe Liedchen von nicht eben großem Wert“. Alle fünf stammen aus der Heidelberger Zeit, wo Helimna oft trübe, von Nahrungssorgen bewegte Tage

durchmachte. Dementsprechend reden sie alle zu uns von bangen Stunden, in denen sich die Verfasserin nach einem Glück sehnt, das längst für sie geschwunden war. Als die bestgelungenen sind „Trauer“ und „Die Nachtigall“ zu bezeichnen, doch sind auch diese nicht frei von Worten und ganzen Redensarten, die aus der leichten und raschen Feder Helminas flossen, ohne durch eine letzte Selbstkritik verbessert zu werden, wie dies überhaupt ein Charakterzug ihrer ganzen Schriftstellerei ist.

Der Brautring.

Novelle von August Apel. (1812, III.)

Die Beziehungen Fouqués zu Apel aus Leipzig hatten ihren Vermittler in Franz Horn. Der reisescheue Apel nämlich besuchte anfangs Juni 1812 seinen seit 10½ Jahren nicht mehr gesehenen Freund Horn in Berlin, und hier sprachen die beiden Freunde oft über Fouqué, wobei Apel stets seine höchste Wertschätzung für Fouqué „den genialen Mann“ kundtat. Dies berichtete Horn nach Nennhausen, und Fouqué benützte die günstige Gelegenheit Apel für die „Musen“ zu gewinnen. So kam er zu dieser Novelle, einer wunderlichen Gespenstergeschichte, wie sie Apel in diesen Zeiten gern und häufig niederschrieb. Seit 1811 gab er ja mit Fr. Laun das Gespensterbuch heraus, das in diesem Jahre gleich zu vier Bändchen anwuchs; ein fünftes erschien erst 1815, großenteils durch die Kriegsunruhen solang hinausgeschoben. Es ist wohl möglich, daß auch unsere Novelle ursprünglich für dies letzte Bändchen bestimmt war. Als Quelle für sie gibt Apel selbst die Geschichtsbücher des Wilhelm von Malmesbury an; es sind dies die „Rerum Anglicarum scriptores post Bedam praecipui“ ꝛc., die 1596 in London und 1601 in Frankfurt gedruckt wurden. Hier ist in der ersten Ausgabe auf Blatt 48 und in der letzten Seite 86 erzählt, wie ein junger Edelmann bei den ritterlichen Uebungen an seinem Hochzeitstage seinen Brautring an den Finger einer weiblichen Bronzestatue steckte, wie deren Finger dann durch Krümmung denselben nicht wieder hergab und ihn verschwinden ließ, als der Ritter ihr ihn mit Gewalt entreißen wollte. Abends nun, im Brautgemach, verhinderte ein weißer Nebel zwischen Braut und Bräutigam die Vermählung, der immer dichter wurde, bis eine Stimme daraus erklang: Ego sum venus, occumbe mecum ꝛc. mit der Begründung: Ich bin deine Braut, denn mir gabst du den Brautring. Durch den Spaß des Ritters war also die Statue zum geisterhaften Leben erwacht und wollte ihr Recht geltend machen; schließlich befreite die Macht eines Zauberers den Ritter von der gespenstischen Braut, daß diese den Ring hergeben mußte, wodurch sie ihre Macht wieder verlor.

Von dieser Erzählung benützte Apel das Motiv des Ringes, variiert aber dasselbe insofern, als dem Ritter durch die Ansteckung des Brautringes die tote Geliebte eines jungen Grafen als seine Braut zum Leben erwacht, allerdings nur solange sie den Ring am Finger hat; sobald dies nicht mehr der Fall ist, zerfällt sie alsbald zum gräßlichsten Totenbild. Um den Verlust des Ringes gruppiert Apel die Haupthandlung seiner Novelle und geht dabei so selbständig vor, daß eine ganz neue, wirksame Erzählung entsteht, die schließlich nur das Motiv des gespensterhaften Wunders entlehnt hat, das Apel so sehr für seine schriftstellerische Tätigkeit liebte. Er hatte mit solchen Erzählungen ausschließlich den Zweck der Unterhaltung im Auge und dabei einem großen Publikum entgegenzukommen, das stets dafür weitgehendes Interesse bekundete; so sagt Apel selbst in der Nachrede zum ersten Bändchen seines Gespensterbuches.

Nachruf an Peter Simon Pallas

von Dr. K. A. Rudolphi. (1812, III.)

Im Frühjahr 1810 war der berühmte Natur- und Völkerforscher Peter Simon Pallas nach Berlin übergesiedelt und lebte dort zurückgezogen im Verkehr mit wenigen Freunden, darunter Rudolphi, der damals ord. Professor für Medizin an der Berliner Universität war. Am 3. September 1811 starb Pallas bereits zum großen Schmerz seiner Freunde; Rudolphi machte sich gleich daran, in einer kurzen Biographie dem Toten ein Denkmal zu setzen. Diese Schrift war Ende des Jahres geschrieben, so daß er sie als ord. Mitglied der Akademie daselbst vorlesen konnte; dies geschah zufällig in derselben Sitzung, in der Buttmann seine oben erwähnte Abhandlung über den Mythos der Sündflut vorlas. Gedruckt erschien sie dann in Rudolphis Beiträgen zur Anthropologie und allgemeinen Naturgeschichte, Berlin 1812.

Im Anschluß an den Tod des Freundes ist auch vorliegender „Nachruf“ entstanden, ein lediglich vom schmerzlichen Verlust des Freundes angeregtes Klagegedicht. Bemerkenswert darin ist der pessimistische Zug, indem Rudolphi auf das lose Treiben der „gegenwärtigen“ Zeit hinweist, das „selbst der Besseren Sinn so ganz betöret!“ Nähere Angaben darüber, die Rudolphis Meinung verdeutlichten, eventuell einen Schluß erlaubten, fehlen; so ist man vielleicht versucht an die philiströse Gesinnung des Alltags zu denken, die Rudolphi beseelt haben mag, und die ja in dieser Hinsicht zu allen Zeiten existiert. Vorzüglich wegen dieses Pessimismus, „dieser kräftigen und verständigen Gesinnung“ (Fouqué an Neumann), wurde dies Gedicht, das in fünffüßigen Jamben ausgeführt ist, den „Musen“ einverleibt.

Ein weiteres Gedicht von Rudolphi: „Der Schiffer“ (1812, III.) schildert in anapästischem Rhythmus die Gefahren des Seefahrers und wie durch seine Kühnheit der alten Welt eine neue geboren wurde. Wie Rudolphi zu diesem Stoff kam, erklärt sich dadurch, daß er in Stockholm geboren war und sich später viele Jahre in Greifswald aufgehalten hatte, wodurch er Gelegenheit hatte, mit den Gefahren des Seelebens bekannt zu werden.

Diese beiden Beiträge sind poetisch recht wenig bedeutsam, wie ihr Verfasser ja auch mit dieser dichterischen Betätigung ein Prinzip brach, das er sich früher geschworen hatte: Nie mehr zu dichten! Dieser Vorsatz datiert aus der Zeit, in der er einen Band Gedichte*) mit ganz negativem Erfolg veröffentlicht hatte. Rudolphis Teilnahme an den „Musen“ wurde durch ihren Verleger vermittelt.

Denkmal auf die gefallenen Preußen an der Düna im August 1812**)
von Pudor. (1812, III.)

Pudor war um die Zeit der „Musen“ Konrektor der Kathedralschule in Marienwerder, zuvor aber Professor am Konradinum in Jenkau bei Danzig, wo Passow seit 1810 zweiter Direktor war. Unter dem Einfluß dieses begann Pudor Fouqué von der Ferne aus zu schätzen, und dieser Umstand ließ vorliegendes Gedicht an die „Musen“ gelangen. Pudor sandte es ohne Kenntnis der Fouqueischen Zeitschrift an die Hitzigsche Buchhandlung speziell für die „Musen“, und von hier aus erhielt es dann Fouqué, der bei Neumann lebhaft für die Annahme stimmte, da es ihm „wie aus dem Herzen geschrieben“ sei. Der Grund dafür lag in der Verarbeitung des Stoffes, wie Pudor mit echt patriotischem Herzen die Freiheitskriege ankündigte, indem „der Väter blutiger Schweiß die Enkel zu Taten mahne“. In Verbindung damit weist er auf die Heldengenerale Friedrichs des Großen hin, und dieser Umstand löste gewiß bei Fouqué als dem Enkel eines solchen Generals die höchste Begeisterung aus. Fouqué fürchtete in diesem Gedicht Streichungen durch die Zensur, was aber nicht geschah; ausgeführt ist es in sechs Stanzen.

Der heilige Dulder
von Friedrich Schlegel. (1813, I.)

Die Beziehungen Friedrich Schlegels zu Fouqué werden am besten an der Hand eines späteren Musenbeitrages dargelegt, weshalb ich hier dorthin verweise: s. S. 90 f. Mit dem Gedicht sandte Schlegel folgenden Brief an Fouqué (September 1812): „Für die

*) Berlin und Greifswald 1798.
**) Die falsche Stellung der Titelworte ist durch den Setzer zustande gekommen.

Folge könnte ich Ihnen vielleicht eine Art von Tausch anbieten, indem ich ungeachtet des Museums*) die Einladung zu den Musen keineswegs ausschlage. Ich könnte Ihnen eins und das andere geben, besonders auch poetisches, was mir für meine Zeitschrift nicht paßt, manches was ich hier nicht gut kann drucken lassen, weil es zu christlich ist. Ich mache den Anfang mit einem Gedicht, das ich beifüge: Der heilige Dulder; die merkwürdige Begebenheit, auf die es sich bezieht, wird Ihnen wohl nicht unbekannt geblieben sein. Wollen Sie und können Sie es mit oder ohne meinen Namen — wie es Ihnen am besten scheint — in den „Musen" abdrucken lassen, so steht es gern zu Diensten."

Es handelt sich um wenige, dichterisch nicht sehr bedeutende Verse, die in christ-katholischer Tendenz eine Verherrlichung des Papstes enthalten. „Die merkwürdige Begebenheit, auf die sich das Ganze bezieht", ist mir unbekannt geblieben; Fouqué glaubte sie zu wissen, wollte sie aber seinem Neumann lieber mündlich als schriftlich erläutern, wie wir aus einem Brief erfahren. Neumann selbst war tief gerührt von dem Gedicht und bat Fouqué inständig, es in der Urschrift für sich behalten zu dürfen, was ihm schließlich „in Gottes Namen" gewährt wurde. Auch wollte er ursprünglich durch Emendation den Lesern das Mystische des Gedichtes etwas klären, wovon aber Fouqué abriet mit folgender Begründung: „Sieh, etwas Rätselhaftes ist Friedrich Schlegels Gedichten angeboren — ich möchte sagen, wie den altnordischen Runenliedern auch — und hier wohl vollkommen an seinem Platz. Laß sich die Leute immer ein wenig den Kopf darüber zerbrechen."

Mit diesem kleinen Beitrag war übrigens Schlegels Tätigkeit für die „Musen" erschöpft, wiewohl sich Fouqué bemühte seinerseits durch Beiträge zu dem „Museum" dessen Herausgeber noch für mehr zu verpflichten. Das Gedicht ist wieder abgedruckt in Friedrich Schlegels sämtlichen Werken, Wien 1823; Band 9 S. 188.

Die Muse.

Aus Hans Karl Dippolds Nachlaß. (1813, I.)

Den literarischen Nachlaß des jungverstorbenen Dippold, Professors für Geschichte am akademischen Gymnasium zu Danzig, hatte seine Witwe an sich genommen, und hier war er Adolf Wagner und Hitzig als den Freunden des Verstorbenen zugänglich. Auf diese Weise gelangte dies kleine Gedichtchen in die „Musen", dessen Verse der Verherrlichung der Göttin Muse dienen, die durch ihre Liebe des Menschen Herz stärke und alle Kümmernis, allen Schmerz und alles Weh von seiner Seele nehme. Diese Alltags-Poesie ent

*) „Deutsches Museum", hg. von Fr. Schlegel, Wien 1812 f.

spricht im allgemeinen der geringen Bedeutung, die Dippolds Persönlichkeit selbst hat; er ist sattsam charakterisiert mit den Worten Passows an Voß (23. Juni 1811): „Dippold, ein putziges, erschrecklich geschniegeltes, sonst gutartiges Leipziger Magisterlein.“

Noch ein anderes kurzes Gedicht aus seinem Nachlaß fand in den „Musen“ Aufnahme: „Die Herbstblumen“ (1813, III.) das womöglich noch unbedeutender als das vorhergehende ist. Beide Gedichte sind in fünffüßige Jamben geformt.

Mansfelds Trümmer.

An meine ältesten Söhne Ernst und August. Den 8. Juni 1812.
Von Friedrich Leopold Graf zu Stolberg. (1813, II.)

Durch den Buchhändler Perthes in Hamburg hatte Fouqué erfahren, daß Friedrich Stolberg sich jenem gegenüber sehr lobend über seine Dichtungen ausgesprochen hatte. Dies Geneigtsein Stolbergs benützte er, um beide Brüder St. anfangs Januar 1813 zu den „Musen“ einzuladen. Friedrich St. antwortet ihm schon am 27. Januar: „Wie soll ich Ihnen danken, mein teurer, mir der Hülle nach noch unbekannter edler Freund! Wie soll ich Ihnen danken für Ihren so liebevollen Brief!“ In ähnlichem Ton geht es dann weiter von dem Entzücken und der tiefempfundenen Liebe, mit der beide Brüder mit Fouqué einen Freundschaftsbund schließen. Endlich kommt er auf Fouqués Bitte und schreibt: „Ich freue mich auf Ihre Zeitschrift, und es würde mir eine wahre Freude machen Beiträge dazu zu geben, aber zum Geben muß man haben. Meine Geschichte der Religion beschäftigt mich ausschließlich und geht mir um im Kopf und im Herzen, auch wenn ich nicht daran arbeite. Auch mahnt mich mein Stufenjahr, in dem ich stehe, und macht mich blöde, die Musen in Anspruch zu nehmen, die man ja selbst in der Jugend nicht rufen, sondern ihnen nur eine offene Tür lassen darf. Sollte mich noch eine besuchen, so soll die Gabe, die sie etwa bringen mag, für Ihre Zeitschrift sein. Hier indessen zwei Kleinigkeiten, die ich im vorigen Sommer machte.“ Dies sind zwei Gedichte, die auf der Reise nach Karlsbad im Sommer 1812 entstanden sind. Diese im Mai mit seiner Gattin und seinen beiden ältesten Söhnen angetretene Reise ging über Mansfeldische Stammgebiete, wo das alte Stammschloß dieses seit 1780 erloschenen Geschlechtes besucht wurde. Beim Anblick der Burg entstand dann unter dem Fluidum des ritterlichen Geistes, der Stolberg aus dem alten Gemäuer entgegenwehte, das erste Gedicht, ausgeführt in Klopstockischen freien Rhythmen.

Nach Gebrauch der Bäder in Karlsbad wurde Ende August die Rückreise angetreten und dabei ein Abstecher zu den schlesischen Verwandten Stolberg-Wernigerode in Peterswaldau gemacht, wo-

mit auch ein Besuch bei dem Grafen Fr. Wilh. von Reden und seiner Gattin auf deren Besitztum Buchwald verbunden wurde. Der Graf von Reden, ehemaliger preußischer Minister, hatte in Buchwald um sein Schloß einen herrlichen Park nach englischem Muster angelegt, und die schöne Lage dieses prächtigen Landsitzes wurde bald allerorts bekannt. Hier also kehrte Stolberg mit seiner Familie ein, und beim Abschied schrieb er ein Gedicht in Distichen in das Stammbuch seines Gastgebers; dies ist das zweite in den „Musen" abgedruckte Gedicht, überschrieben: „An den Grafen und die Gräfin Reden von Buchwald, den 7. Sept. 1812. (1813, III.) Beide Gedichte wurden in die Gesammelten Werke der Brüder Stolberg aufgenommen.

Ein weiteres Gedicht von demselben Verfasser, das im letzten Musenheft abgedruckt ist, führt den Titel: „Unter einem niederländischen Gemälde eines fröhlichen Trinkers und Rauchers"; (1814, III.) diese beiden vierzeiligen Strophen in jambischen Versen laufen auf die philosophische Reflexion hinaus, daß das Leben im Grunde kaum mehr als ein Traum, ein eitler Schaum ist.

Kurz nach Leopold Stolberg stellte sich auch sein Bruder Christian mit zwei poetischen Beiträgen unter die Mitarbeiter der „Musen". Das erste der beiden Gedichte führt die einfache Ueberschrift „Lied" (1813, III.) und gibt eine innig gehaltene, religiöse Weihnachtsstimmung wieder, ohne aber weiteren poetischen Wert beanspruchen zu können; es ist in vierzeiligen trochaeischen Strophen ausgeführt, dieser so beliebten Strophe der deutschen Lyrik und des Volksliedes.

Das zweite,

Ritter Oge und Jungfrau Else, (1813, III.)

ist eine Ballade, deren Stoff aus dem Dänischen stammt, wie der Verfasser angibt. Es ist das alte Motiv von dem ritterlichen Bräutigam, der stirbt, im Grabe aber keine Ruhe findet wegen der Tränen der verlassenen Braut, diese dann um Mitternacht besucht, wo nun die Geliebten ihren Liebesbund feiern; ums Morgenrot eilt er zur Gruft, und eh der Neumond wiederkehrt, liegt auch Jungfrau Else im dunklen Grab. Bei der Behandlung dieses echten Balladenstoffes sucht man vergebens irgendeine Spur von Leidenschaft, dagegen spürt man allzu oft die manchmal recht dürren Worte, die durch metrische Steifheit noch störender wirken, trotzdem der Verfasser ein recht flüssiges Versmaß gewählt hat, nämlich die sog. moderne Nibelungenstrophe, mit der Uhland wenig später in seinen Balladen so große Wirkung erzielte.

Der Fluß
von Karl Besseldt. (1813, III.)

Mit Passow*) war Besseldt am Konradinum in Jenkau bei Danzig als Professor für deutsche Sprache, so daß durch die Vermittlung Passows einige poetische Früchte Besseldts an die „Musen“ gelangten. Mit dem „Fluß“ gibt der Verfasser das lyrische Erschauen von dem Werden eines Stromes, wie dieser als Quell aus dem Felsen bricht und dahineilend zum Fluß langsam zum Strome wird, bis er spurlos in dem ewigen Blau des Meeres verschwindet. Der trochaeische Rhythmus wirkt ganz anschaulich, doch bringt eben dies Anschauliche, dazu das langsame Werden, das doch als etwas Typisches in dem Stoff liegt, ein episches Moment hinein, dem der Dichter hätte mehr Rechnung tragen sollen: dem Gedicht hätte eben von vornherein eine breitere Anlage gebührt, um das Groß- und Mächtigwerden der Quelle zum Fluß und zum Strome wirksam herausgestalten zu können. In der Vorstellung des Dichters erinnert einzelnes an „Mahomets Gesang“ von Goethe.

Mit einem zweiten Gedicht, „Trüber Tag“, gibt Besseldt wieder eine Naturschilderung, milde, elegisch-sanft verklingende Verse. Im selben Ton erklingt auch ein drittes Lied, „Abendröte“, das ebenso wie die vorigen von des Verfassers Naturliebe Zeugnis gibt. Stille Sehnsucht nach vergangenen Tagen des Glücks beim Anblick der Abendröte, zugleich aber auch Hoffnung auf einen kommenden goldenen Morgen!

Alle drei Gedichte sind in vierfüßigen, spanischen Trochaeen ausgeführt, also in jenem Versmaß, das in unserer Literatur vor allem durch die Romantik heimisch geworden ist. Sie waren den „Musen“ immerhin recht freundliche Gaben, da sie in ungekünstelter Einfachheit der Alltagslyrik ferne stehen, die sonst nicht selten in unserer Zeitschrift eine gastliche Stätte fand.

Lebensharmonie. Ein Sextett mit Schlußchor.
von C. W. Contessa. (1814, I.)

Seit 1805 lebte Karl Wilhelm Contessa der jüngere (zum Unterschied von seinem zehn Jahre älteren Bruder Christian Jakob) in Berlin und führte hier ein höchst eingezogenes, nur von wenigen gekanntes Privatleben. Seine Zeit widmete er literarischen Arbeiten, allerlei wissenschaftlichen Studien und künstlerischen Beschäftigungen. Erst in den Jahren nach den Freiheitskriegen näherte er sich gleichstrebenden Dichtern und literarischen Persönlichkeiten, die nach und nach seine Freunde wurden. Hauptsächlich an E. T. A. Hoffmann schloß er sich eng an und dadurch an

*) Passows Beziehungen zu Fouqué s. S. 102.

den ganzen Kreis, der sich um diesen gebildet hatte. Contessa hat denn auch in den Serapionsbrüdern ein Denkmal in dem „stillen, gemütlichen Sylvester“. Aber auch schon bevor Hoffmann nach Berlin übersiedelte (1814), war Contessa hauptsächlich durch die Bemühungen Hitzigs etwas aus seiner Einsiedelei hervorgetreten; dadurch waren Contessa und Fouqué zusammengekommen, und diese Berührung offenbarte sich alsbald darin, daß Contessa auf Fouqués Bitten den „Musen“ zum Mitarbeiter wurde.

Sein erster Beitrag nun ist ein einaktiges Drama in vierfüßigen gereimten Jamben, durchsetzt mit Anapesten, so daß sich stellenweise Hans Sachsische Verse ergeben in der Art, in der sie Goethe erneute; dazu ein Schlußchor in vierfüßigen, gereimten Trochaeen. Der Schauplatz ist ein Friedhof mit einer Kirche, auf hohem Hügel gelegen. Hier schaufelt am frühen Morgen der Totengräber ein Grab, wobei ihm sein kleines Söhnchen zusieht, und mit den ausgeschaufelten Knochen spielt. Nach den üblichen philosophischen Bemerkungen der literarischen Totengräber kommt seine Frau mit dem Frühstück. Inzwischen schreitet ein Pilger den Hügel herauf, der sich dann unter einen nahen Baum setzt; dabei beginnt er einen Monolog, durch den wir erfahren, daß er als Pilger nun endlich in seine Heimat gelangt ist, aus der ihn vor zwanzig Jahren eine Blutschuld getrieben hatte. Während dieser Worte kommt ein Jüngling singend den Hügel heraufgeritten, dessen Lied verrät, daß seine Geliebte ihn heute hierher bestellt hat; er reitet vorüber, kommt aber gleich wieder zurück mit seinem Mädchen an der Hand und seinem Roß hinter sich. Ihr Zwiegespräch — begleitet von den Reflexionen des Pilgers und der Totengräbersleute — tut kund, wie das Mädchen der Wut ihres Ohms entlaufen ist, um ganz ihrem Geliebten leben zu können. Inzwischen hat sich am Himmel ein Gewitter zusammengezogen, und die Liebenden gehen in die Kirche, wohin sie zum Beten die Macht ihrer Liebe treibt:

Es zieht mich hinein;
Es drängt sich Gebet aus meiner Brust.
Ist Andacht nicht reinste Liebeslust?“

(Diese Worte erinnern stark an Novalis, dem solche Töne seiner vergeistigten Liebe ureigen waren.) Der Pilger folgt den beiden, und eben als er die Kirchenschwelle betritt, schlägt ein Blitzstrahl in das Gotteshaus, der den Pilger betäubt zu Boden wirft. Die Totengräbersleute eilen herbei, doch der Betäubte hat sich bereits erholt, und zusammen nun finden sie in der Kirche die Liebenden, beide vom Blitz erschlagen. Sie tragen sie heraus und, indem sich der Pilger mit dem Toten beschäftigt, erkennt er mit Entsetzen in

ihm seinen Sohn. Hieran schließt sich ein wehklagender Monolog des Pilgers, der uns sein Schicksal völlig enthüllt:

„Ich bin der Sünder, der Verruchte,
Der Mörder, der von Gott Verfluchte!
Meinen Bruder hab ich erschlagen,
Meinen Vater in Elend und Not gebracht,
Meinen Kindern die Schande zum Erbteil gemacht,
Mein Weib hat der Gram zu Grabe getragen. — —
O Vater im Himmel, du bist gerecht — —
Erlöse, löse deinen Knecht!"

Alsbald sinkt er entseelt zu Boden. Die anderen stehen schweigend umher, während langsam ein Leichenzug den Hügel heraufkommt. Aus seinen Reihen ertönt ein Grabgesang und dieser ist unser Schlußchor.

Bei dieser Häufung theatralischer äußerer Effekte ist keine einheitliche Wirkung zu verspüren; die einzelnen Gruppen der Handelnden sind ja auch durch bloße zufällige Ereignisse auf einen Schauplatz zusammengekoppelt, und diese sollen nach dem Plan des Dichters das einzelne harmonisch zu einem Ganzen zusammenfügen. Gedichtet wurde es im Jahre 1812 und fand in den „Musen" seine erste Veröffentlichung, wurde aber gleich darauf in die „Dramatischen Spiele und Erzählungen" der Brüder Contessa, Hirschberg 1814, aufgenommen.

Ein zweiter Beitrag von Contessa ist wiederum ein einaktiges Drama und zwar ein allegorisches, formal mit dem Witz der Tieckschen Satire, wenn man hier von dem persönlichen Einschlag absieht; betitelt ist das Ganze:

Die Ehen werden im Himmel geschlossen;
ein Familiengemälde. (1814, II.)

Vier Stockwerke hoch, in einem ärmlichen Zimmer, sitzen die Mutter Poesie und ihre beiden Töchter: Tragödie und Lustspiel; sie stricken, sticken und spinnen, und klagen über die schlechten Zeiten, in denen sie leben. Besonders tut dies die Mutter, indem sie sich der schönen Tage ihrer Jugend erinnert, die sie unter Griechenlands heiterem Himmel verlebte. Sie hat auch allen Grund dazu; denn aus der Hochgefeierten von damals ist nun eine gar menschliche Schneidersfrau geworden — in zweiter Ehe natürlich. Wir erfahren weiter, daß sie ihre Kinder — alle natürlich aus erster Ehe — bereits sämtliche mit Ausnahme der beiden dasitzenden unter die Haube gebracht hat: „Die Romanze ist mit einem Herrn auf Reisen gegangen, der dem Romantischen auf die Spur kommen will, welches Reißaus genommen haben soll, die Ode, die seit

Klopstocks Tod in Unmündigkeit zurückgefallen ist, befindet sich im Waisenhaus; die Satire im Taubstummen-Institut, um dort das gefährliche Sprechen vollends zu verlernen; die Idylle samt dem Epos im Spital; der Roman ist Meßhelfer in Leipzig geworden, und die übrigen stümpern sich noch gut oder übel selber durch die Welt“; am besten gehe es der Oper, diesem zwitterhaften Geschöpf. Unter solchen und ähnlichen Klagen ist Vetter Michel angekommen und bringt die frohe Kunde, daß er für die beiden unversorgten Töchter nach langem Suchen zwei Freier gefunden habe; diese stellen sich auch schon ein: Trumpf ein Theaterdichter, Wackel ein Schauspieldirektor. In lächerlicher, großer Rede voller Pose stellen sich die beiden vor und bewerben sich feierlich bei der Mutter Poesie um ihre Töchter, Trumpf um Tragödie, Wackel um Lustspiel. Die beiden Gefreiten bleiben stumm, was als ihre Einwilligung angesehen wird. „Eine längst entwöhnte Begeisterung“ ergreift die Mutter, und in feierlichem Prolog gibt sie die beiden Paare unter ihrem Segen zusammen. Damit ist das kleine Stück zu Ende.

Im ganzen ist es nicht übel gelungen und manche Satire wirkt noch heute beim Lesen ganz ausgezeichnet. Wenn auch Contessa in wahrhaft ernsten Worten dies herbe Urteil über die literarische Mißwirtschaft seiner Zeit nicht gefällt hätte, so war er sich doch vollkommen klar, daß gerade damals unter dem Namen Poesie ein großer Wust kursiere, ohne daß irgendwo eine wahrhaft poetische Leistung zu erkennen wäre. Aus diesen positiven Ansichten heraus ist die humoristische Satire im Jahre 1811 entstanden. Die Karikatur in dem Theaterdirektor Wackel ist offenbar auf Iffland gemünzt; sie ist aber nirgends so rücksichtslos verletzend wie bei Tieck. Einer gewissen Beliebtheit scheint sich dies kleine Stückchen erfreut zu haben, denn es wurde 1821 nochmals in Friedrich Kinds „Muse“ abgedruckt.

Der letzte Beitrag Contessas zu den „Musen“ ist die Erzählung

Der Todesengel (1814, III.)

worüber bereits Hans Meyer*) ausführlich gehandelt hat. Seinen Ausführungen habe ich weiter nichts hinzuzufügen, als daß ich das düstere Motiv der Schicksalstragödie viel stärker hervorgehoben wissen will. Gleich zu Beginn der Handlung schwebt über dem Ganzen eine ahnungsschwüle Stimmung; man weiß nicht, woher sie kommt, man fühlt nur, wie sie auf sicheres Unheil deutet. Zweifellos wollte Contessa

*) Die Brüder Contessa, Berlin 1906; S. 129—33. (Weniger eingehend behandelt Meyer hier auch die beiden zuerst genannten Beiträge Contessas.)

dies Motiv in vollem Umfang zur Geltung bringen. Denn während der ganzen Erzählung erhebt das unheilgeschwängerte Schicksal immer und immer wieder seine drohende Hand, auch da, wo dies für die bestimmte Entwicklung des Ganzen absolut unnötig ist. Doch ist das Motiv stets geschickt hineinverflochten, so daß es nie aufdringlich und störend wirkt. Gerade dieser Umstand ist bei der Beurteilung der Novelle nicht außer Acht zu lassen. Jedenfalls wird dadurch offenbar, daß Contessa im Geiste nicht zu jenen Männern gehört, die durch Handhabung jener durchaus äußerlichen und oberflächlichen Motive ihre Namen in der Literaturgeschichte unsterblich machten. Im übrigen läßt sich in allen Werken Contessas eine bestimmte Selbständigkeit erkennen: Wohl sind literarische Einflüsse von verschiedenen Seiten, besonders von romantischer, zu bemerken; doch war gerade hier sein zurückgezogenes Leben nicht dazu angetan, diesen Einfluß zu einem charakteristischen Zug in seinem dichterischen Schaffen zu machen.

Kriegslied für die zum heiligen Krieg verbündeten deutschen Heere
von Zacharias Werner (1814, I.)

Im Herbst 1813 war Zacharias Werner von Rom nach Deutschland zurückgekehrt und weilte zunächst in Frankfurt am Main; hier entstand dann dies christlich patriotische Gedicht, das, wie ein Zusatz zum Titel besagt, nach der Melodie von Schillers Reiterlied „Wohlauf Kameraden aufs Pferd“ usw. gesungen werden sollte. Gleich nach seiner Entstehung wurde es durch Einzeldruck veröffentlicht, ohne jedoch entsprechende Wirkung zu haben; für die „Musen“ erwarb es wohl Hitzig, der ja seit der Warschauer Zeit mit Werner eng befreundet war.

In Verbindung mit einigen Gedichten der Gräfin Ida von der Gröben, geb. von Auerswald möchte ich auch jene Beiträge behandeln, die im zweiten Musenheft von 1814 unter dem Namen Cyane abgedruckt sind. Sowohl Goedeke [3] VII S. 239 als auch Houben-Walzel Bibl. Rep. I S. 283 verzeichnen Cyane als Pseudonym der Schriftstellerin Philippine Calenberg. Meinen Untersuchungen nach ist dies ein Irrtum. Philippine Calenberg hatte sich nur einen Schriftstellernamen beigelegt und zwar Clytia; hinter dem Namen Cyane steckt vielmehr die ebenerwähnte Ida von der Gröben.

In dem zweiten Band von Fouqués Gedichten, Stuttgart und Tübingen 1817, finden wir auf Seite 229 ein Gedicht, das „An Cyane“ überschrieben ist. Eine Anmerkung dazu von Fouqué gibt uns zunächst folgenden Aufschluß: „Der Gemahl der edlen Frau, welcher dieses Lied gilt, fiel, ein Waffenbruder des Dichters, in

der Schlacht bei Lützen. Von ihren beiden Söhnen, Arthur und Sigurd, ward der jüngste unter dem Kanonendonner der Siegesfeier von Leipzig geboren. Bald nachher rief ihn Gott wieder zu sich.“ Philippine Calenberg war nun aber weder verheiratet noch hatte sie Kinder, während auf Ida von der Gröben die angegebenen Verhältnisse genau stimmen. Aus dem erwähnten Gedicht erfahren wir nun weiter, und das ist das Wichtigste, daß Cyane selber wiederholt dichterisch tätig gewesen war:

„So rührst Du wieder Deine Saiten?
Und rührest sie zu meinem Gruß?
O, wie vor Deiner Klänge Gleiten
Mir Freud und Wehmut schwillt in süßem Streiten“ usw.

und ferner

„Und Du Cyane, teure Schwester, lebe
Im Gottvertraun ihn durch, den Prüfungslauf,
Und manch ein Lied aus Deinen Saiten hebe
Und Dich und mich und Viele himmelauf!“

Die Beziehungen der Gräfin Ida von der Gröben zu Fouqué waren nun folgende: Ida von Auerswald, seit 1811 mit Wilhelm von der Gröben vermählt, begleitete im Frühjahr 1813 ihren Gatten, Hofmarschall des Prinzen Wilhelm, auf den Kriegsschauplatz. Hier machte sie die Bekanntschaft Fouqués, der dann ihre dichterischen Versuche würdigte und die junge Frau in ihrem Talent bestärkte. Auch nachdem ihr Gemahl in der Schlacht bei Großgörschen-Lützen (2. Mai) gefallen war, blieb sie auf dem Kriegsschauplatz, wo sie kurz nach der Völkerschlacht von Leipzig einem zweiten Sohne das Leben schenkte, der Fouqué zu Ehren den Namen Sigurd erhielt. In diesen Zeiten hatte Fouqué die Gedichte erhalten, die er schon damals für die „Musen“ bestimmte; spätere Berührungen der beiden ließen sich nicht feststellen.

Aus den ersten Gedichten zu schließen, die sie noch mit ihrem Familiennamen unterzeichnete, weilte die Gräfin im Herbst 1812 in Schlesien, worüber sich aber nichts näheres ermitteln ließ. Jedenfalls spürt man in diesen poetisch wertlosen, unklaren Gedichten noch keinen Hauch der vaterländischen Begeisterung, vielmehr sind sie rein aus den Gefühlen heraus entstanden, welche die Verfasserin als glückliche Gattin und Mutter durchströmten. Speziell das erste Gedicht, „An die Liebe“ (1814, 1.) überschrieben, gibt in dem beliebten Metrum des Volksliedes diese Stimmung wieder, und feiert in überschwenglichen Worten die Macht der Liebe; das zweite, „Als der erste Schnee fiel“, (1812, 1) zeigt dieselbe dichterische Kraft oder Unkraft und deutet inhaltlich auf das nahende Christfest hin. Bemerkenswert ist das hier ver-

wendete trochaeische Versmaß: Zwei Dipodien und eine Zeile als katalektische Tetrapodie, und die Wiederholung dieses ergibt dann eine zweigliedrige Periode (aabccb); im ganzen haben wir also ein Metrum, wie es in der deutschen Lyrik sehr selten ist, und das ich nicht mit einem bekannten Beispiel belegen konnte.

Weniger sentimental als diese beiden Gedichte sind die andern zwei, die unter dem Pseudonym Cyane abgedruckt sind; beide, „Ich bin ein deutsches Weib“ und „Deutsches Kriegslied“, (1814, II.) Lieder in etwas herbem Ton, zeugen von einer ehrlichen, im Felde selber geholten Begeisterung für die große Freiheitszeit. Auch diese beiden Gedichte haben metrisch ein eigenartiges Gepräge. Das erste ist eine fünfzeilige jambische Strophe (abcda), in welcher die erste und letzte Zeile als Kehrreim: „Ich bin ein deutsches Weib“ die mittleren drei reimlosen Zeilen, zwei Dipodien und eine Tetrapodie, sozusagen umschließen. Im Aufbau und Metrum erinnert es viel an Klopstocks „Vaterlandlied“ („Ich bin ein deutsches Mädchen!“)

Das zweite Gedicht hat ebenfalls jambische Strophenform, wobei zwei Tetrapodien mit klingendem Reim von zwei reimlosen stumpfen Dipodien umschlossen werden. Formal wird die einzelne Strophe durch den Kehrreim: „Auf Gott vertraut“ verbunden, der aber am Anfang jeder Strophe steht und zugleich mit der ersten Dipodie Endreim hat. Wie wir sehen, ist das Metrum besonders im letzten Gedicht ein ziemlich künstliches Gefüge, das aber beim Lesen einfacher wirkt, als vielleicht die Beschreibung vermuten läßt.

Die beiden Volker. An den mit dem Heere abwesenden Fouqué von August Zeune. (1814, I.)

In der Zeit der nationalen Bewegung hatte sich Zeune auf die eben geborene Germanistik geworfen, und als Friedr. Heinr. von der Hagen 1811 nach Breslau übersiedelte, vertrat er an der Berliner Universität zwölf Jahre lang dessen Fach. Dabei beschäftigte er sich viel mit dem Nibelungenlied und der Sigurdsage, wodurch er (besonders durch letztere) in nahe Berührung mit Fouqué kam, dessen Dichtungen er sehr hoch schätzte. So verfaßte er dann zum Preise seines Lieblingsdichters dies Gedicht und verfuhr dabei, inhaltlich und formal, analog dem Fouquéischen „Die beiden Hagen“, das im dritten Musenheft von 1812 abgedruckt war: Fouqué, der Dichter und Kämpfer wird verglichen mit Volker, dem Spielmann und Recken im Nibelungenlied. Neben der Verherrlichung Fouqués durchströmt das kleine Liedchen eine warme patriotische Begeisterung.

Die Schlacht bei Leipzig.

Von Karl Giesebrecht. (1814, II.)

Seit 1812 war Giesebrecht Gymnasialprofessor in Berlin und stand alsbald mit seinem Streben nach Freundschaft und Geselligkeit inmitten eines Kreises, dem auch Franz Horn nahestand. Dieser bewog Fouqué, Giesebrecht zu den „Musen“ einzuladen, dessen bescheidenes poetisches Schaffen aber erst durch den Ausbruch der Freiheitskriege, die er mit echt patriotischem Herzen ersehnte, wieder zu einiger Tätigkeit angeregt wurde. So verfaßte er um Weihnachten 1813 dies kleine Epos von der Völkerschlacht, das er in 59 Stanzen ausführte, dem Versmaß seines Lieblingsdichters Camoens. Es kam ihm dabei weniger auf die Schilderung einzelner Episoden der großen Schlacht an, als vielmehr auf die Ausmalung des Sieges überhaupt, wie die einzelnen Völker sich endlich zu einer Einheit verschmolzen, um Napoleon niederzuringen; hierbei ist er nun allerdings sehr ausführlich, was die Wirkung im ganzen zweifellos beeinträchtigt.

Szene aus der Schlacht von Lützen

von Max von Schenkendorf. (1814, II.)

Erst im Mai 1813 konnte sich Schenkendorf von seiner ihm kaum vermählten Gattin trennen, um auf den Kriegsschauplatz zu eilen. So waren bereits die blutigen Tage von Großgörschen-Lützen und Bautzen vorüber, als er in Schlesien zu der preußischen Kürassierbrigade stieß. Hier fand er seinen Bruder und mehrere Freunde aus Königsberg, und es bildete sich ein größerer Freundeskreis,*) darunter Fouqué. Hier knüpften sich nun die Beziehungen zwischen den beiden, denen die „Musen“ die Erwerbung dieser Gedichte Schenkendorfs zu verdanken hatten. Mit freudigem Entzücken, aber auch mit tiefem Schmerz vernahm Schenkendorf von seinen Freunden Einzelheiten aus den Lützener Tagen und so hörte er unter anderm, wie auch der Kronprinz von Preußen am Kampf teilgenommen und durch seine Herzhaftigkeit allgemeine Bewunderung erregt habe; dies war der Anlaß zu dem genannten Gedicht.

Ein zweites Lied „Auf Scharnhorsts Tod“, feiert diesen General, der sich in derselben Schlacht eine Wunde geholt hatte. Diese war zwar bei der richtigen Schonung nicht allzu gefährlich, doch betrieb der Verwundete aufs äußerste den Beitritt Oesterreichs zum Bunde, reiste persönlich nach Wien und erlag auf der Rückreise seiner Verwundung. Das Lied sollte nach der Melodie von „Prinz Eugen der tapfre Ritter“ gesungen werden.

Mit dem letzten Gedicht, „Romanze von dem Prinzen von Hessen-Homburg“, wandte sich Schenkendorf an die

*) Vergl. S. 54.

Prinzessin Wilhelm von Preußen, und feiert den Tod ihres ebenfalls in der Lützener Schlacht gefallenen Bruders, des Prinzen Leopold von Hessen-Homburg.

Trotzdem alle diese Gedichte durch einen flüssigen Rhythmus ausgezeichnet sind, zählen sie keineswegs zu denjenigen von Schenkendorfs Liedern, die ihn mit zu den besten Sängern der Freiheitskriege machen. Schon ihrem Inhalt nach mußte ihnen, vielleicht das Lied auf Scharnhorst ausgenommen, das Interesse des großen Publikums fehlen, das eine populäre Wirkung verbürgt hätte.

1) Brief des Baron Wallborn an Kapellmeister Kreisler

2) Kapellmeister Kreisler an Baron Wallborn

Mit einem Vorwort von Fouqué und Hoffmann (1812, III.)

Als E. Th. A. Hoffmann Ende September 1814 in Berlin ankam, machte er gleich in den ersten Tagen durch Hitzig die persönliche Bekanntschaft Fouqués, mit dem ihn ja bereits „Undine“ verband. Beide fühlten alsbald eine gegenseitige Geistesverwandtschaft, die sie auch in ihrem literarischen Schaffen zu erkennen glaubten: Einmal wie sie sich gemeinsam zu der Oper „Undine“ vereinigt, und dann wie sie beide, Hoffmann in seinem Kreisler und Fouqué in seinem Baron Wallborn*) Charaktere innigst verwandten Wesens geschildert hätten. Gerade von diesem letzten Punkte wurde gleich beim ersten Zusammentreffen viel gesprochen. Dies gab dann Hoffmann, den C. G. von Maaßen**) für den Verfasser beider Briefe hält, den Anlaß, diese Briefe niederzuschreiben, aus denen das erste Zusammentreffen Kreislers mit dem Baron Wallborn und ihre Wesensverwandtschaft hervorgehen sollte. In Wirklichkeit ist diese Wesensverwandtschaft keine echte; denn während bekanntlich Hoffmann seinem Kreisler in der Hauptsache sein eigenes Selbst gab, ist dies bei Fouqué seinem Wallborn gegenüber gänzlich ausgeschlossen. Fouqué hatte eben irgendwoher den Stoff zu der kurzen Erzählung „Ixion“ genommen und gab ihn ohne jeden inneren Anteil wieder, also ziemlich das Gegenteil von dem, wie Hoffmann bei seinem Kreisler verfuhr. Selbstverständlich tritt dieser Gegensatz in der Wirkung auf den Leser deutlich hervor. Ueberhaupt war es eine Täuschung der beiden Dichter, wenn sie in voreiliger Erkenntnis, die auf den allerersten persönlichen Eindrücken beruhte, sich so innig wesensverwandt glaubten. — Vieles in den tragikomischen Phantastereien der beiden Briefe beruht auf

*) In der Novelle „Ixion“: Urania, Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1812 S. 63—77.

**) E. T. A. Hoffmanns sämtl. Werke, hist.-krit. Ausgabe, München 1908. Bd. I.

Wirklichkeit; doch fühlt dies der Leser von heute wohl kaum, und ich bezweifle, daß der Leser von damals dazu imstande war, wie Fouqué glaubte. Die Szene, wie Kreisler als Doktor Schulz aus Rathenow vorgestellt wird, ist vollkommen geschehene Tatsache; Hoffmann wurde am ersten Abend seiner Einführung in Hitzigs Kreis unter diesem Namen vorgestellt, allerdings für einen bestimmten Zweck. (Siehe Hoffmanns Erzählungen aus seinen letzten Lebensjahren, sein Leben und Nachlaß, hg. von Micheline Hoffmann, Stuttgart 1839 II. Bd., S. 89 f.)

Dichtergemüt

von Louise Brachmann. (1814, III.)

Auf welche Weise der einzige Beitrag dieser Dichterin in die „Musen“ gelangte, weiß ich nicht anzugeben; Louise Brachmann war aber im gleichen Verhältnis wie Fouqué als Mitarbeiter bei den verschiedenen Zeitschriften tätig und hatte so einen sehr ausgedehnten literarischen Verkehr; daß Fouqué dazu gehörte, ist ziemlich sicher, wenn auch eine nähere Berührung der beiden kaum von dauernder Wirkung sein konnte. Die überspannte Leidenschaft der Brachmann, die sie statt zu zügeln mit Hysterie und Schwermut sättigte, gaben ihrem Leben das stetige Unglück, das schließlich zum Selbstmord führte. Ein solches Wesen, das zudem jeder Größe entbehrte, war keineswegs dazu angetan, den ganz entgegengesetzt veranlagten Fouqué zum guten Bekannten und Freund zu haben, wenn auch die Sentimentalität ihrer Romantik manch verwandten Gedanken in ihre dichterischen Werke hineinbrachte.

Schon mit unserem vorliegenden kleinen Gedicht tun wir einen Blick in die unglückliche Veranlagung der oft recht sonderbaren Dichterin, indem sie hier davon spricht, wie ihr Geist und Herz beständig zwischen Lust und Schmerz hin und herschwanken, und wie sie auf diese Weise nie die Ruhe finden könne, die ihr und dem ganzen Dichtergeschlecht versagt sei. Gerade diese letzte, durch einen romantischen Schleier gesehene Anschauung bestätigt zum Teil die oben angeführte kurze Charakteristik dieser Dichterin; zugleich begreift sich recht wohl, daß die Fouquéische Sentimentalität dies Gedicht als ein echt empfundenes in ihr Liederbuch aufnahm.

Ganz zum Schluß stellt sich noch ein neuer Name unter die poetischen Mitarbeiter der „Musen“, dessen Träger wir heute zu unsern besten Dichtern zählen; es ist dies Friedrich Rückert.

Die Beziehungen zwischen ihm und Fouqué hatten ihren Vermittler in dem Freiherrn Christian Truchseß von Wetzhausen, dem gastfreundlichen und hochgebildeten Besitzer der Bettenburg bei Haßfurt in Franken. Hier weilte schon 1813 Rückert einige Wochen

als Gast, und Truchseß, „der gute, liebe Alte, der Rückerts junge Poesie zu seinem Pflegekinde machte“, sorgte auf verschiedene Weise für den jungen berufslosen Dichter. Im Frühling 1814 folgte Rückert einer abermaligen Einladung auf die Bettenburg, wo im Laufe des Sommers auch Fouqué einkehrte. Bei diesem Besuch schlossen Truchseß und Fouqué innige Freundschaft, und der Gastgeber machte den berühmten Dichter auf Rückert aufmerksam, um die große Beliebtheit Fouqués beim Publikum für seinen Schützling auszunützen. Liebenswürdig versprach Fouqué, sich des noch namenlosen Dichters anzunehmen, indem er die „Deutschen Gedichte von Freimund Raimar“ durch eine öffentliche Rezension empfehlen wollte. Dies entsprang nicht nur dem Eifer, seinem Gastgeber einen Gefallen zu erweisen, sondern auch der ehrlichen Ueberzeugung von dem dichterischen Wert der Rückertschen Gedichte. Sein Versprechen und seinen Vorsatz machte Fouqué nun in diesem letzten Musenhefte, das erst im Herbst 1814 erschien, zur Tat. Rückert hatte Fouqué drei Gedichte überlassen, die für die „Musen“ bestimmt waren; und hieran schließt sich die Fouquéische Rezension. Von den drei Gedichten gehören die beiden ersten,

Die Vermittlung des Dichters und **Die Allgegenwärtige,**

zu den Jugendliedern, während Rückert selbst das letzte,

Zum Einzug der tapferen Preußen in Hildburghausen (1814, III.)

den Zeitgedichten beizählt. Manche von den Jugendliedern verraten wohl den jungen, unerfahrenen Poeten, manche aber auch einen nach innerer Vollendung strebenden Dichter, und zu diesen gehören mehrere, die ebensowohl aus Rückerts schönster Blütezeit stammen könnten. Hierher können wohl unsere beiden ersten gezählt werden, während das letzte schon infolge seiner Ausdehnung (26 Strophen) weit weniger Wirkung zeigt. Rückert verfaßte es im Juli 1814, als die siegreichen Preußen von Frankreich in die Heimat zogen. Später legte er noch einmal seine Hand an dies Gedicht und strich es beinah auf die Hälfte zusammen, um es einheitlicher und wirksamer zu gestalten; zugleich änderte er den Titel und schrieb: Zum Empfang der rückkehrenden Preußen, Hildburghausen, im Juli 1814.

Was nun die Rezension der „Deutschen Gedichte“ anlangt, so weist Fouqué das Publikum auf die bisher unbekannte Art des Sonetts hin, die der junge Dichter in seinem ersten Werk zeige. Indem er dies näher ausführt, entwirft er in kurzer Skizzierung die Geschichte des Sonetts, woraus sich ergibt, daß erst durch Rückert das eigentlich deutsche Sonett entstanden sei, „von dem wir ahnend begehrten schlagende, witzige Kraft, großmächtige Gediegenheit zu-

sammengedrängter Bilder und Gedanken, ja ein beinahe dramatisch entzündetes Leben“. Die ganze Ausführung zeigt uns, daß Fouqué gar wohl den künstlerischen Wert der ersten Früchte Rückerts erkannt hatte. Es lag im Zug der Zeit, wenn Fouqué nur etwas halb Richtiges ahnend gefühlt hat: daß n u r das kriegerisch-kraftvolle und dramatisch fortschreitende Sonett Anspruch hätte auf den Namen des „deutschen Sonetts“. Rückert selbst hielt große Stücke darauf, daß der berühmte Fouqué eine Rezension seiner poetischen Erstlingsgabe liefern wollte, und „betrachtete sich erst dann als im Publikum eingeführt“, wenn Fouqué sein Versprechen erfüllt hätte. Als dann Rückert Anfang 1815 durch Truchseß, „dem ewigen Wendepunkt seines literarischen Verkehrs“, das letzte Stück der „Musen“ erhalten und Fouqués „Aufsatz mit freudiger Erschütterung gelesen“ hatte, schrieb er nach Nennhausen einen Dankesbrief, in dem er zugleich bemerkte, daß „ihm selbst nichts von dem in der Rezension angenommenen Gegensatz des deutschen Sonetts zum italienischen bewußt“ sei, und sprach seinen Zweifel aus, ob er wirklich die Stufe in seiner Sonettenkunst erreicht habe, von der die lobende Kritik spräche. Dasselbe betonte er in einem Brief an seinen Freund Fr. Schubart, woraus man des weiteren ersieht, daß ihm wirklich daran gelegen war, zu erfahren, „was eigentlich an der Sache wäre“. Fouqué selbst nennt seine Rezension „etwas dunkel und unvollständig“, so daß erklärlich erscheint, daß es dem Leser derselben ähnlich ergeht. Von weiteren Auseinandersetzungen über diesen Punkt bei Rückert oder Fouqué bekommen wir nichts mehr zu hören.

Damit bin ich bereits zur Behandlung einer weiteren Art von Beiträgen übergegangen, wie sie in den „Musen“ in ziemlicher Anzahl zu finden sind, das sind die literarkritischen Beiträge.

Die literarkritischen Beiträge

Daß auch solche in den Musen zu finden sind, entspricht der Gewohnheit, die beinah allen literarischen Zeitschriften von einst und heute eigen ist. Ursprünglich sollte nach dem Vorschlag von Franz Horn die Kritik „ein stehender Musenartikel ausmachen, damit die Leute einmal Rezensionen von verständigen Menschen zu lesen kriegen", und gerade in diesem Punkt hielt Fouqué seinen Franz Horn von ausgezeichneter Brauchbarkeit. Wir sind heute anderer Meinung, da wir gerade Franz Horn als äußerst subjektiven Kritiker und Literarhistoriker erkannt haben, dessen Werke uns bloß als Urteile von einem Zeitgenossen interessieren. In Wirklichkeit bekommen wir Horns kritische Stimme in den „Musen" auch nur einmal zu hören, und dies einemal noch in Anlehnung an eine Fouquéische Rezension, die den ersten kritischen Beitrag der neuen Zeitschrift bildet.

Ein Wort über F. Schlegels gesammelte Gedichte

Erschienen 1809 in Berlin bei Hitzig

von Fouqué. (1812, I.)

Ueber die Beziehungen Fouqués zu Friedrich Schlegel, die am besten an der Hand dieser Rezensionen dargelegt werden, hat bereits Lothar Jeuthe*) berichtet, und es möge gestattet sein, dessen Worte wiederzugeben, da sie zugleich auch über diese Rezension handeln. „Mit Friedrich Schlegel scheint Fouqué nie in nähere persönliche Beziehungen getreten zu sein, wie auch zwischen beiden bis 1811 wohl kein unmittelbarer Briefwechsel stattgefunden hat. Mitteilungen ließen sie bis dahin durch dritte Hand aneinander gelangen.**) Am 17. Januar 1810 hatte Varnhagen Fouqué aus Wien berichtet, daß sich Friedrich Schlegel ihm gegenüber sehr günstig über den Sigurd ausgesprochen habe, wie er es ja später vor der Oeffentlichkeit (Deutsches Museum Februar 1812) getan hat.

*) Friedrich de la Motte Fouqué als Erzähler; Heft 21 der Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte hg. von Koch und Sarrazin S. 132.

**) Vgl. (ungedr.) Brief Fouqués an A. W. Schlegel vom 25. August 1803, wo er durch diesen an Fr. Schlegel eine Nachricht übersendet und einen (ungedr.) Brief vom 6. Dez. 1810, wo er Varnhagen dazu benützte.

Darauf erwiderte Fouqué am 28. Februar 1810: Ich danke Dir für die Nachricht von Friedrich Schlegels Urteil über den Sigurd. Es ist mir von unendlichem Wert, denn gerade von seinen Dichtungen habe ich vor allen Neueren die erweckendsten Anregungen für meine von Kindheit an geliebte Ritterpoesie erhalten. — Sehr geschmeichelt fühlte sich der Dichter über den ihm durch Varnhagen übermittelten Wunsch Friedrich Schlegels, eine Rezension seiner im Jahre 1812 bei Hitzig erschienenen Gedichte anzufertigen. Grüße Friedrich Schlegel aufs innigste von mir. Eine Anzeige seiner Gedichte für das „Vaterländische Museum", die er mir die große Ehre erzeigte, von meiner Hand zu wünschen, ist angefangen — mit tief ehrerbietiger Scheu zwar — und wird in diesen Tagen, so gut es meine Kräfte verstatten, fertig. Es versteht sich, daß ich unkritischer Mensch nur etwas ganz Individuelles geben kann, aber das gewiß auch von ganzem Herzen. Dieser echt altdeutsche Dichter kann von niemandem mehr, von höchst wenigen so geliebt werden als von mir. Die von Fouqué selbst so oft eingestandene Unfähigkeit zum Kritiker wird durch diese Rezension völlig bestätigt, man kann sich etwas Gehaltloserers nicht denken." Soweit Jeuthe, dem ich noch hinzuzufügen habe, daß die überschwengliche Huldigung, die Fouqué dem geneigten Kritiker seines „Sigurd" darbringt, dem Leser vor allem durch eine über zwei Seiten hingedehnte Phrase ungenießbar gemacht wird, die die Einleitung zu seiner Kritik bildet. Uebrigens scheint mir der ganze Handel zwischen Fouqué und Fr. Schlegel ein weitaus ungünstigeres Licht auf letzteren zu werfen; Fouqués begeisterte Verehrung für Schlegel kam ihm wirklich aus innerstem Herzen, und aus diesem immerhin idealistischen Zug, der Friedr. Schlegel ebenso wie Fouqués Beliebtheit beim Publikum nur zu wohl bekannt war, machte dieser offenbar ein Geschäft, wenn er Fouqué zu einer Kritik seiner Gedichte aufforderte; denn was für eine er zu erwarten hatte, wußte er ja im Voraus. Wiederabgerucht ist die Rezension in Fouqués: „Gefühle, Bilder und Ansichten" II, S. 145 ff.

Im Anschluß an dieses überschwengliche Lob auf Fr. Schlegel ist im nächsten Musenheft Franz Horns „Andeutung" abgedruckt, die im Grund auf dasselbe hinausläuft. In kurzen Worten deutet Horn auf die innere Revolution hin, die Fr. Schlegel wie wenige außer ihm durchgemacht haben, bis er endlich soweit war: „Hingebung an das Vaterland und dessen Geschichte, Wissenschaft, Poesie und Glauben. — Es ist erfreulich anzusehen, wie dieser geistreiche deutsche Mann jetzt so gesichert dasteht." Daß äußere Verhältnisse, unter anderm auch Fr. Schlegels staatliche Anstellung, ein gut Teil daran Schuld hatte, ahnte Horn scheinbar nicht oder zog es zum mindesten nicht in Betracht. Er kommt dann darauf zu sprechen,

was dem Ganzen die Ueberschrift „Andeutung“ gab: „Sollten wir ihm aber dennoch etwas wünschen, was wir noch immer an ihm vermissen, obwohl es wahrscheinlich schon in ihm wohnt, und nur bisher nicht zur Sprache gekommen ist, so wäre das, um es mit einem gewichtigen und gar lieben und herrlichen Worte zu sagen: Musik. Wir möchten die Musik selbst und einige Flammen zuhilfe nehmen, um auf diese Weise zu sagen, was wir eigentlich meinen. Da dies aber nicht wohl tunlich ist, so beruhigen wir uns dabei, daß der Mann, von dem hier die Rede ist, sowie auch jeder bessere Leser uns gar wohl verstehen werde.“ Fouqué war ganz entzückt von dem „ganz trefflichen Blatt“, und bestimmte es von vornherein zur Aufnahme mit einem Eingriff in die engeren Redaktionsrechte Neumanns, wie er selbst sagt. Die „Andeutung“ war im Frühling 1812 entstanden und zum zweitenmal in Horns „Freundlichen Schriften für freundliche Leser, Nürnberg 1817, S. 164 ff., veröffentlicht worden.

Mit einem dritten Beitrag setzt Fouqué seine kritische Tätigkeit für die „Musen“ fort; es ist dies eine kurze Rezension von

Theodor Körners Leyer und Schwert, (1814, II.)

mit der er nicht mehr geben kann und schließlich auch geben wollte, als seine deutschen Brüder mit rührenden Worten auf die schönen und herzerhebenden Gesänge des edlen Toten hinzuweisen; Fouqués Unfähigkeit eine lesbare Rezension zu schreiben bestätigt sich hier aufs neue.

Die patriotische Gesinnung des Fouquéischen Ehepaares, welche schließlich das beste an ebengenannter Rezension ist, zeigt sich auch in zwei kritischen Bemerkungen von Frau Caroline Fouqué (1814, II. und III.), die beidemal als zurechtweisende Urteile teilweise eben dem patriotischen Herzen der deutschen Frau entsprungen, teilweise auf dem inneren und äußeren Gegensatz gegründet sind, in dem Frau von Fouqué zu Frau von Staël stand, gegen welche sich die Kritik richtet. Es handelt sich um das damals eben erschienene Werk der

Staël: de l'Allmagne,

welches geeignet war in manchem deutschen Herzen gewissen Widerspruch zu erregen. Frau von Fouqué tadelt vor allem an dem Buch, daß seine Verfasserin sich nicht bemüht habe, in die tiefsinnige Entwicklung einzudringen, die doch seit Jahrtausenden sich bewege, so daß also die Verfasserin ihr Urteil völlig auf die Gegenwart gründe, die doch offenbar nur die Zeit einer vorübergehenden Krankheit darstelle; damit fehle ihr auch die wahre Erkenntnis der jüngsten nationalen Bewegung, da sie die tapferen Helden von Lützen und

Leipzig zager Bequemlichkeit und verweichlichter dumpfer Gleichgültigkeit gegen Freiheit und Ruhm beschuldigte. Die allgemein gehaltene Aufforderung, „durch solch frostige Urteile die echte Größe des deutschen Volkes nicht aus dem Auge zu verlieren“, schließt die selbstbewußte Kritik.

Es folgt dann noch eine kräftige Berichtigung der Staëlschen Angabe, nach der sich Klopstock mit seinem Freunde Friedrich Leopold Stolberg seit dessen Uebertritt zur katholischen Kirche überworfen hätte; Frau von Staël war hierin jedenfalls falsch unterrichtet, da Klopstocks Freundschaft zu der Stolbergischen Familie durch jenen Schritt keine wesentliche Aenderung erfahren hatte.

Noch eine weitere Rezension lieferte Fouqué seiner Zeitschrift, nämlich über

Natalie,

ein Beitrag zur Geschichte des weiblichen Herzens von Fanny.

Berlin bei Hitzig 1814. (1812, II.)

Fanny Tarnow hatte ihre „Natalie“, mit der sie ihre ganze unglückliche Liebe zu Arndt schildern wollte und die sie darum mit Hingabe ihres Herzens und ihrer ganzen Liebe unter strömenden Tränen niedergeschrieben hatte, Hitzig angeboten, der den Verlag übernehmen sollte. Dieser war nach der Lektüre des Manuspriptes ganz davon begeistert, nahm es erfreut an und veröffentlichte es selbständig wie auch als vierte Lieferung der „Kleinen Romanbibliothek“, die Frau von Fouqué seit 1810 herausgab. Die Begeisterung Hitzigs scheint sich nun auch auf seinen Freund Fouqué — wenigstens teilweise — übertragen zu haben, wie die Rezension zeigt. Nach einer kurzen allgemeinen Einleitung, die das Beste vom Ganzen ist, gibt er im wesentlichen den Inhalt der „Natalie“ wieder und streut schmückende Phrasen darein, so daß eine recht lobende Kritik zustande kommt. Allerdings macht er dabei eine bestimmte Einschränkung, indem er „Natalie“ zu den sogenannten Confessions rechnet, wie sie seit Rousseau bestehen und durch Goethe gemeistert worden sind; und alle die vielen Nachahmungen dieser beiden großen Vorbilder hält Fouqué für einen Krebsschaden seines Zeitalters. Er deutet dies allerdings nur sehr sachte an, und es bedurfte einer Briefstelle an Neumann, damit ich dies eben als Vorwurf der Verfasserin gegenüber deutlich fühlte. Es scheint der kritisierten Dichterin ähnlich ergangen zu sein; es befremdete sie zwar ein wenig, daß Fouqué sie auf diese Art beurteilte, doch wirkten „die Worte des herrlichen Mannes wohltätig und erhaben für sie“.

Am Ende finden sich noch einige kritische Worte über den Roman „Thekla“ von derselben Verfasserin, den Fouqué im

Manuskript gelesen hatte; sein ganzes Herz ist davon ergriffen, wie uns ein Brief an Hitzig belehrt. „Thekla“ wurde mit noch zwei Erzählungen erst 1815 als sechste Lieferung der „Kleinen Romanbibliothek“ gedruckt.

Durch Hitzig ließ Fanny Tarnow einige Zeilen des Dankes an Fouqué gelangen, und so entspann sich dann ein Briefwechsel zwischen beiden, was Fouqué alsbald benützte, die Tarnow zur Teilnahme an den „Musen“ einzuladen. Sie hatte aber gerade nichts Passendes fertig, und bald darauf kamen für sie die schweren Tage, wo sie die Pflege ihrer schwerkranken Mutter bis zu deren Tod (1815) übernahm; derweilen waren auch die „Musen“ gestorben.

Jenen Krebsschaden des Zeitalters bekämpfte offen und mit ganzer Kraft eine Rezension, die unter dem Pseudonym August Becker drei Werke der Regina Frohberg kritisiert:

Luise, eine moralische Erzählung; Berlin 1808.

Schmerz der Liebe, ein Roman; Berlin 1810

und **Erzählungen** I. Band; Dresden 1811. (1812, II.)

Unter diesem Pseudonym, das er wohl infolge der vernichtenden Kritik wählte, verbirgt sich Varnhagen von Ense. Die Rezension hatte er schon im November 1811 niedergeschrieben, legte sie zuerst beiseite und sandte sie dann im Januar 1812 an Rahel für Neumann zu beliebiger Verwendung. Letzteres geschah auch, ohne daß dabei Varnhagens Pseudonym der Musenredaktion gegenüber aufgegeben wurde; Fouqué und Neumann waren im guten Glauben und blieben darin, daß August Becker ein guter Bekannter von Varnhagen sei. Wie schon erwähnt, verurteilt Varnhagen im Anschluß an Fouqué die sogenannte Konfessionsschriftstellerei vollständig, die besonders in weiblichen Kreisen erschreckend an der Tagesordnung sei. Dies ganze Treiben charakterisiert er vortrefflich, so daß es sich lohnt, die hauptsächlichste Stelle wiederzugeben: „Es sind meistens anmaßende Frauen, die sich durch geistreichen Umgang verführen lassen, sich selbst für geistreich zu halten. Was sie gehört und gelesen haben, braucht nur einige Zeit im Gedächtnis gelegen zu haben, um von ihrer schmeichlerischen Eigenliebe für Selbstgedachtes genommen zu werden; sie schreiben es nieder; die zum zehntausendsten Male gebrauchte Wendung tut, als wäre sie neu erfunden, das gemein Erlebte erscheint als wunderbare Poesie, man strebt durchaus die dürftigen Lebensereignisse in Briefen romantisch festzuhalten; der Roman ist fertig; die Dichterin auch. Mit lächelnder Ueberraschung entdeckt sie es selbst, und der Wunsch nimmt überhand, an die Entdeckung, die sie gemacht hat, auch die Welt glauben zu machen. Eine schwache Kränklichkeit, gleichsam

ein hysterischer Seelenzustand, unterscheidet nachteilig ihre Versuche von ähnlich Mißratenen der Männer."

Unter diese Art von Zusammengeschriebenen zählt Varnhagen die Schriften der Frohberg; gewiß ein herbes Urteil, das aber vollständig berechtigt ist. Fouqué meinte, „über August Beckers archilochischem Angriff könnte sich die Frohberg aufhängen" (an Neumann), ein charakteristischer Ausspruch über die eventuelle Wirkung der Rezension, die aber doch nicht zutraf.

Skizzen der allgemeinen Geschichte.

Vorlesungen 1811 in Danzig gehalten von Professor Dippold. Berlin bei Hitzig 1812. rez. von Adolf Wagner. (1812, II.)

Zugleich mit seinem Aufsatz über „Mystizismus und Schwärmerei" sandte Wagner diese Rezension für die „Musen"; Fouqué war sehr erfreut darüber und antwortete unter anderem: „Mir möchte es schwerlich gelingen, in einer Rezension so klar und besonnen zu werden, als Sie sich in Ihrer Dippoldischen Rezension darstellen. Mein und Neumanns besten Dank dafür." Wagner war seit Dippolds Aufenthalt in Leipzig mit diesem eng befreundet und hatte mit ihm zusammen die „Geschichte des Hauses Oesterreich von 1218—1792 von W. Cox" übersetzt und herausgegeben. 1810 kam Dippold als Professor für Geschichte und Geographie an das Gymnasium in Danzig, wo er dann im Winter 1810/11 achtzehn öffentliche Vorlesungen hielt; doch schon am 30. September 1811 starb Dippold. Aus seinem Nachlaß gab dann seine nicht reiche Witwe diese Vorlesungen in Druck, und Wagner versprach sie durch eine Rezension dem Publikum zu empfehlen; diesen Verhältnissen entsprechend ist seine Anzeige auch als die eines Freundes deutlich erkennbar. Für sich selbst war Wagner wohl der Mittelmäßigkeit seines zu rezensierenden Werkes bewußt, doch gelangte er bei der Erfüllung seiner Freundespflicht zu folgendem Urteil: „Der gemütlich fleißige, edle, der Welt und seinen Freunden zu früh entnommene Dippold hat eine recht anmutige, brauchbare und nicht gemeine Uebersicht der allgemeinen Geschichte geliefert, welche dem lesesüchtigen Hellhausen zur Belehrung und Bildung vor allen andern Büchern in die Hände gegeben werden sollte. Aber auch der Gebildete wird sie nicht ohne Vergnügen und erfreuliche Unterhaltung lesen." Die ganze Rezension soll zugleich ein kurzer Nekrolog auf seinen Freund sein und so schließt sie auch mit den Worten: „Ihm sei die Erde leicht, uns sein Gedächtnis wert und teuer."

Schließlich haben wir noch einen kritischen Beitrag von Dippold selbst, der uns einen letzten Blick auf seine Persönlichkeit werfen läßt; es ist dies eine Rezension des N. Vogtischen Buches:

Die deutsche Nation und ihre Schicksale, Frankfurt 1810. (1813, I.)

Auch dieser Beitrag ist Dippolds Nachlaß entnommen; auch er soll keine eigentliche Kritik des Vogtischen Werkes sein, sondern nur beschreiben, „wie sich das Ganze in dem Gemüt eines deutschen Mannes abgespielt hat“. Dabei zeigen uns seine Ausführungen, daß er als Fachmann völlig in dem Geist jener Geschichtsschreibung lebte, die die pragmatische genannt wird. Das Werk von Vogt ist selber auch ganz in diesem Sinn geschrieben; „ich habe nur die Hauptepochen der Geschichte von Deutschland, wie ein ganzes Drama, meinen Lesern dargestellt zur Belehrung und Warnung“ bemerkt der Verfasser zum Schluß. Und Dippold steht ganz auf demselben Standpunkt, wenn er behauptet, der einzig rechte Weg der Geschichtsschreibung sei der, Geschichte und Politik so miteinander zu verbinden, daß man die letzte die angewandte Geschichte nennen könne. Allerdings ging auch die neue Auffassung von Geschichte als Wissenschaft, wie sie in jenen Zeiten sich Bahn brach, nicht spurlos an dem jungen Dippold vorüber. „In unsern Tagen ist Vogts Auffassung von Geschichtsschreibung getadelt worden. Die Geschichte, hat man gesagt, soll nicht untergeordneten Zwecken dienen, nicht zum kleinen Hausbedarf verwendet werden: sie ist, wie alles Hohe, um ihrer selbst willen da. — — — Allerdings! Man hat recht, jenen kümmerlichen Pragmatismus zu verwerfen. Aber das vorliegende Werk soll nicht rein historisch sein: ein Archiv der Staatsweisheit, ein machiavellisches Fürstenbuch soll es sein!“ Wie wir sehen, ist Dippold wohl berührt von dem großen Umschwung in seiner Wissenschaft, wie ihn jene Zeit vorbereitete, andererseits fehlt ihm aber noch jene innere Klarheit über die Bedeutung desselben. Uebrigens hat Vogts Buch keine Spur vom machiavellischen Fürstenbuch an sich, wie es überhaupt seltsam ist, daß eine so unbedingtes Lob spendende Kritik eines Werkes, das Napoleon restlos pries, bereits zur Zeit, als deutsche Freiheitsfunken gegen den Bedrücker aufzuckten, in den „Musen“ Aufnahme fand. Es erklärt sich nur deshalb, daß die patriotische Musenredaktion Vogts Werk absolut nicht kannte.

Ein Wort über das bürgerliche Lustspiel von Karl von Pirch. (1812, III.)

In wenigen Worten wendet sich hier der Verfasser, veranlaßt durch „die allgemein hörbare Klage, daß es uns Deutschen an echten Lustspielen fehle“, an irgendeine passende Persönlichkeit, „eine allgemein gültige Stimme“, die sich öffentlich darüber aussprechen solle, was denn eigentlich unter einem Lustspiel verstanden werden müsse. Pirch glaubte, daß damit dann dem strebenden Dichter für

das Hervorbringen eines solchen Kunstwerkes ein wertvoller Wegweiser gegeben sei. So harmlos sich der unbekannte *) Pirch hier vernehmen läßt, so deutlich tut sich uns seine allzu nüchterne Auffassung von der selbstgestaltenden Kraft des wahren Dichters kund. Zudem scheinen mir solche kunstrichterlichen Aeußerungen ein Wegweiser zu sein, der auf die Massenproduktion des Alltags hinleitet, wo jeder nach einem Schema seine vermeintliche Dichterkraft in Werke umsetzt; und hier ist ganz gewiß nicht die Wiege des echten Lustspieles.

Ueber die Aufführung der Schauspiele des Calderon de la Barca auf dem Theater in Bamberg

von E. Th. A. Hoffmann. (1812, III.)

Durch diesen Aufsatz, der durch Hitzigs Vermittlung den „Musen" zuging, war Fouqué zuerst mit Hoffmann als Schriftsteller bekannt geworden; längst vorher hatte er zwar, ebenfalls durch Hitzig, Kunde von dem humoristischen Witz und der vielfachen Begabung Hoffmanns erhalten. Durch desselben Mannes Vermittlung hat auch Fouqué für Hoffmann aus seiner „Undine" einen schlechten Operntext gemacht, zu dem Hoffmann eine gute Musik schrieb; dies war Ende 1812. Zur Zeit, als unser vorliegender Aufsatz entstand, befand sich sein Verfasser in den mißlichsten Verhältnissen existenzlos in Bamberg, da durch Holbeins Abgang das Bamberger Theater geschlossen worden war. Allerlei schriftstellerische und musikalische Arbeiten gaben ihm den dürftigsten Unterhalt. So entstand auch dieser Bericht von der Calderonaufführung, an der neben dem Theaterdirektor Holbein und dem Buchhändler Kunz Hoffmann das Hauptverdienst zuzusprechen ist. Man hatte drei Stücke gewählt: Andacht zum Kreuze, Der standhafte Prinz und Die Brücke von Mantible. Holbein hatte die Stücke nach Schlegels Uebersetzung für die Bühne bearbeitet und gab die Art und Weise der „Szenerie und Maschinerieausführung" an; Hoffmann als Theatermaler und Regisseur führte diese aus. Am 13. Juni 1811 erfolgte die erste Aufführung der „Andacht zum Kreuze"; ein übervolles Haus lohnte durch stürmischen Beifall die aufgewandte Mühe und Sorgfalt. Die beiden anderen Stücke konnten sich dieses vollständigen Sieges nicht erfreuen. Dies lag, wie Hoffmann meint, vor allem darin, daß dem in Bamberg bestehenden Katholizismus die durchaus symbolische Mystik des ersten Stückes ganz besonders entsprach, und Hoffmann hatte seine spezielle Freude daran, daß er als Protestant den Geschmack der katholischen Bamberger so gut getroffen hatte.

*) Vergl. S. 68.

Die Anregung, daß Calderon auf die Bamberger Bühne kam, hatte natürlich Goethe mit seiner Calderonaufführung in Weimar gegeben.

Wahrheit und Dichtung
von Goethe. rez. von Varnhagen.

(1812, III. u. IV., 1814 IV.)

Es handelt sich hier nicht etwa um eine wahrhaft kritische Rezension, sondern mehr um eine nähere Darlegung des Standpunktes, den Varnhagen der Goethischen Selbstbiographie gegenüber einnimmt. Und hier zeigt sich dann eine innige, beinahe unterwürfige Verehrung für den Meister. Zuerst gibt er in längerer Ausführung seiner Freude lebhaften Ausdruck, daß Goethe nicht ein verschleiertes Bild seines Lebens geboten habe, wie vielleicht der Titel vermuten ließe, sondern daß er in wunderbarer Schlichtheit sein wahrstes Leben enthüllt habe. In der weiteren Besprechung hält er sich dann an den Gang des Werkes und hebt mit Geschick eine Menge Einzelheiten hervor, die ihn besonders trefflich dünken. Der symapthische Zug der Aufrichtigkeit, mit dem der junge Schriftsteller dem anerkannten Heros der Literatur huldigte, gibt der Rezension das Interesse für heute, besonders wenn man all die vielen Besprechungen dieses Werkes durchgeht, die in allen Zeitschriften und literarischen Zeitungen deutscher Zunge aus jenen Tagen verstreut sind. Mit dieser Anzeige eines Goethischen Werkes begann Varnhagen die vielen Schriften, die er im Laufe seines rezensionsreichen Lebens über Goethe veröffentlichte, worin er sich stets als derselbe innige Verehrer des Meisters zeigte. Das gegenseitige Verhältnis der beiden schildert in großen Zügen Walzel in der Allg. dtsch. Biogr. 39 S. 769 ff. Varnhagens Rezensionen sind wieder abgedruckt in: Zur Geschichtsschreibung und Literatur, Hamburg 1833 S. 503—31.

Clorinde,
eine Tragödie in fünf Akten von Heinrich Soest, Berlin 1811.

(1812, IV)

Diese Rezension ist mit F. H. K. unterzeichnet, worunter nach Houben-Walzel F. H. Koelle verstanden werden soll; doch ist mir dieser Mann unbekannt geblieben. Die durchaus lobende Kritik des Dramas, dessen Stoff aus Tassos „Befreitem Jerusalem“ genommen ist, versucht keineswegs tiefer in dasselbe einzudringen.

Ankündigung
von Friedrich Rühs. (1812, IV.)

Gleich zu Beginn seiner historisch-wissenschaftlichen Tätigkeit widmete sich Rühs vorzugsweise dem Studium der nordischen Reiche. Wenn er hier seine bedeutendste Tätigkeit auf dem Gebiet

der Geschichte entfaltete, so beschäftigte er sich doch mit Vorliebe auch mit der nordischen Literatur und veröffentlichte seit 1802 hin und wieder Arbeiten. Sein Hauptwerk auf diesem Gebiet ist „Die Edda, nebst einer Einleitung über nordische Poesie und Mythologie und einem Anhang über die historische Literatur der Isländer“, welches Buch Rühs 1812 herausgab. Hieran knüpft sich nun eine literarische Fehde, auf die unsere vorliegende „Ankündigung“ Bezug hat.

Die Edda von Rühs war lediglich eine deutsche Uebersetzung der dänischen Ausgabe der prosaischen Edda von Njerup von 1808; Rühs hielt sich meistenteils zu sehr an das Dänische, ohne das Original überall zu vergleichen, so daß sich keineswegs eine philologisch-kritische Bearbeitung ergab; auch legte er den Hauptwert seines Werkes nicht auf die Verdeutschung der Edda, sondern auf die ihr vorausgehende, ausgedehnte Abhandlung, in der er die von Schlözer und Adelung ausgegangenen Einwürfe gegen Alter und Echtheit der nordischen Mythologie von neuem vorbrachte und die Herleitung der skandinavischen Mythologie und Poesie von den Angelsachsen zu beweisen suchte.

Die erste Rezension dieses Buches lieferte Wilhelm Grimm in Nr. 61 und 62 der Heidelberger Jahrbücher 1812. Dabei läßt er die Uebersetzung der Edda vollständig außer acht, untersucht aber sehr genau die oben erwähnte Abhandlung mit der sogenannten angelsächsischen Hypothese und legt hier ausführlich die vollkommene Unzulänglichkeit der Rühsischen Studien dar. Bald darauf erscheint, unabhängig von dieser, auch eine Rezension von Jakob Grimm in Nr. 187/8 der Leipziger Literaturzeitung; bei weitem nicht so ausführlich in seiner Kritik beschäftigt auch er sich vorzugsweise mit jener Abhandlung und kommt mit etwas kräftigeren Worten zu demselben Resultat, bezeichnet noch dazu die Uebersetzung geradezu als „Parodie eines unergründlichen Werkes“.

Gegen die Rezension von Wilhelm Grimm nun erhebt Rühs in Nr. 318 der Allgemeinen Literaturzeitung von Halle seine Stimme, nennt die Kritik ein lächerliches hämisches Geschwätz und W. Grimm einen wenig bedeutenden Gegner, und kündigt unter erheblichem Geschimpf und Geschrei eine Schrift an, in der er „die ganze C. W. Grimmsche Bestreitung dem möglichsten Detail nach in ihrer Nichtigkeit zeigen“ werde. Inzwischen kam ihm auch die Rezension von Jakob Grimm vor die Augen, und er hält es für notwendig, nochmals im selben Ton eine Ankündigung zu erlassen, in der er „gegen die Brüder Grimm in ihrer Schwärmerei und Dummdreistigkeit mit Tradition und Sage“ bereits den Titel der Schrift angibt, die er gegen sie richten will. Zugleich er-

wähnt er hier die Grimmschen „Kinder- und Hausmärchen", in denen „die wenigen guten Sachen von dem elendesten abgeschmacktesten Zeuge gleichsam ganz erstickt würden". Diese „Ankündigung" ist unsere in den „Musen" abgedruckte. Währenddessen antwortete W. Grimm bereits im Intelligenz-Blatt Nr. 11 von 1813 der Heidelberger Jahrbücher auf die Rühsische Antikritik in der Hallischen Lit. Ztg., worin er diese als völlig nichtssagend erkannte und die ihm vorgeworfene Fälschung mit Beweisen zurückwies; er versprach zugleich „aus großer Neigung zur Sache sich auf die künftige Schrift des Herrn Rühs einzulassen". Inzwischen war noch eine dritte Rezension der Rühsischen Edda erschienen und zwar in der Jenaischen Lit. Zg. 1813 S. 169—73. Auch diese fällte in längerer Ausführung dasselbe Urteil wie ihre Vorgängerinnen und sprach überzeugt von der völligen Unbrauchbarkeit des Werkes.

Es verging nun einige Zeit, während der Rühs mit der Abfassung der angekündigten Streitschrift beschäftigt war; endlich erschien sie unter dem Titel: „Ueber den Ursprung der isländischen Poesie aus der angelsächsischen. Nebst vermischten Bemerkungen über die nordische Dichtkunst und Mythologie. Ein notwendiger Nachtrag zu seinen neuesten Untersuchungen von Fr. Rühs 1813." (Ohne Druckort und Verleger, wahrscheinlich Realschulbuchhandlung zu Berlin.) Die Schrift beginnt folgendermaßen: „Es ist die nächste Absicht dieser Blätter, das deutsche Publikum von einer literarischen Unverschämtheit zu unterrichten, die gewiß selten ihresgleichen gefunden hat: Die Herren Gebrüder Grimm, bekannt durch ganz erbärmliche Uebersetzungen aus dem Dänischen, eine elende Märchensammlung, und eine unendliche Anzahl von Projekten und Ankündigungen, haben sich unterfangen, über die von mir herausgegebene Bearbeitung der Edda usw. ihr Urteil abzugeben." Dabei wird die Rezension in der Jenaischen Allg. Lit. Zg. ebenfalls den Brüdern Grimm zugeschrieben, während sie in Wirklichkeit von Gräter stammte und mit den Buchstaben X. Y. Z. unterzeichnet war. Im weiteren Verlauf der Einleitung gibt dann Rühs Zweck und Inhalt seiner Schrift noch näher an: „Das Publikum auf das vollständigste von der groben und unbegreiflichen Unwissenheit, von der boshaftesten und frechsten Verfälschung meiner und fremder Angaben, von der erbärmlichsten Verdrehung und Konsequenzmacherei, von der nichtswürdigsten Krittelei und Schikane, und endlich von dem offenbarsten Aberwitz der Herren Brüder zu überzeugen." In diese fünf Teile zerfällt auch die Rühsische Schrift in Wirklichkeit und ist durchgängig in demselben Ton gehalten wie die Einleitung; daß eine solche Darstellung wichtige wissenschaftliche Ergebnisse

zutage fördern konnte, war von vornherein ausgeschlossen. In Wahrheit vermochte auch Rühs gegen die einzelnen Beweise der Brüder Grimm nichts Wesentliches einzuwenden; wo er sich trotzdem dazu anschickte, da widerlegte ihn Wilhelm Grimm noch einmal gründlich in Nr. 4 der Heidelberger Jahrbücher 1814; hier ließ er sich auch auf die Uebersetzung der Edda selber ein. „Auf die zu gemeine und grobe Ankündigung“ in den „Musen“, die den Brüdern Grimm erst im Januar 1814 zu Gesicht kam, zu antworten, kam ihnen nicht in den Sinn, da sie sich einig waren, daß ihr Gegner eigentlich nirgends umständliche Antwort verdiene. Trotz der „unglaublichen Niederträchtigkeit und Schändlichkeit“, wie Wilhelm an Jakob schrieb, ließ sich ersterer durch eine Bitte Wilkens, Herausgeber der Heidelberger Jahrbücher, bewegen, letztgenannte Gegenkritik zu schreiben. Damit erreichte der Streit zwischen Rühs und den Brüdern Grimm sein Ende, während er von anderer Seite aus noch eine kurze Zeit in Atem gehalten wurde. Es fand sich nämlich für beide Parteien noch je eine öffentliche Stimme; einmal in Nr. 4 der Wiener Allg. Lit. Zg., wo sich für Rühs eine Stimme erhob, die aber doch so viel Ehrlichkeit zeigte, daß sie wenigstens den Ton der Rühsischen Schrift verurteilte. Die Kritik für die Grimm war von einem schwedischen Gelehrten in Stockholm in Nr. 297/8 der Leipziger Lit. Zg. veröffentlicht worden. In längerer Ausführung suchte hier der unbekannt gebliebene Verfasser den Beweis von der vollkommenen Unwissenschaftlichkeit der Rühsischen Arbeit zu liefern und beleuchtete vor allem die Unkenntnis von Rühs in den nordischen Sprachen.

Hiermit kam dieser ganze literarische Streit zur Ruhe. Daß Rühs vollständig im Unrecht war, bewiesen die bald folgenden Ergebnisse der germanistischen Wissenschaft. Uebrigens beschäftigte sich Rühs von dieser Zeit an nicht mehr mit nordischer Literatur, sondern wandte seine Tätigkeit ganz auf die Geschichte seiner Zeit; dazu hatten ihn wohl die stürmischen Ereignisse der Freiheitskriege und ihr Nachher angeregt, da er sich kaum von den ausführlichen Rezensionen der Grimm besiegt fühlte.

Daß der friedliche Fouqué wie der gleich veranlagte Neumann diese höchst unfeine „Ankündigung“ in ihre Zeitschrift aufnahmen, könnte Uneingeweihte wundernehmen. Wenn man aber bedenkt, daß W. Grimm Fouqués „Eginhard und Emma“ „durchaus hohl und manchmal bis zum Lächerlichen albern“ kritisierte und auch dem „Sigurd“ wenig besseres Lob zollte, so begreift sich, daß Fouqué an Büsching schrieb: „Wilhelm Grimm ist ein zwar gelehrter, aber insolenter und widerwärtiger Patron, und ich gedenke ihm eins zu verreichen, wenn ich einmal statt des Degens

die Feder zur Hand nehme.“ Daß nun an seiner Stelle Rühs dies so gründlich besorgte oder mindestens zu besorgen glaubte, konnte Fouqué nur angenehm sein; zudem hatte er ja als Musenredakteur seinen kleinen Anteil daran.

Sprachkunde. Bruchstücke über Sprachmischung.
(Veranlaßt durch W. Kolbes Schrift: Ueber Wortmengerei.
Leipzig 1812.)
Von Franz **Passow.** (1813, III.)

Die Beziehungen Passows zu Fouqué begannen mit der Entstehung von Büsching-Kannegießers „Pantheon“, an welchem Unternehmen beide Mitarbeiter waren; doch blieben sie rein äußerliche, da die stetige örtliche Entfernung von einander eine persönliche Berührung verhinderte. Während Passow „den Pellegrinaden noch wenig Geschmack hatte abgewinnen können“, begann er bereits mit dem „Galgenmännlein“ Fouqué zu schätzen, und hing schließlich mit leidenschaftlicher Liebe an dessen dramatischen Dichtungen. Schon 1813 aber war er so ziemlich überzeugt, „daß Fouqué sich stets gleich bleiben und daß man ihm bald vorwerfen werde, daß er anfange sich zu wiederholen“; doch blieb seine Verehrung die alte. Diese führte ihn schließlich 1814 zum Besuch nach Nennhausen, wo er herzlich als Freund begrüßt wurde. Lang vorher aber war er schon als Pantheonsgenossen zu den „Musen“ eingeladen worden, zu denen er aber infolge eigener literarischer Verpflichtungen kaum etwas zu geben hatte, so daß denn auch der vorliegende Artikel sein einziger Beitrag geblieben ist. Als Ersatz dafür munterte er aber, wie wir sahen, als Direktor des Konradinums in Jenkau bei Danzig seine Kollegen Pudor und Besseldt auf, Fouqué Beiträge zu senden.

Wie Passow der Ueberschrift seines Aufsatzes hinzufügte, war ihm Kolbes Schrift Veranlassung zum Ganzen, das auf diese Weise auch eine Art Rezension wurde, ohne daß er dies eigentlich wollte. Es handelt sich um die zweite Auflage des Kolbischen Buches „Ueber Wortmengerei“, die gegenüber der ersten um weit mehr als die Hälfte vermehrt ist. Hierin, wie auch in allen späteren Schriften über dieses Thema, eiferte Kolbe in leidenschaftlichem Ton gegen die „eingefleischten Verunreinigungen“ der deutschen Sprache durch fremde Elemente und wollte darauf hinarbeiten, den Feinsinn des Deutschen in Hinsicht auf Sprache und Vortrag zu wecken. Er selbst hielt seinen eifernden polemischen Ton keineswegs für gut und musterhaft, glaubte aber für die Erreichung des Endzweckes dieses Mittel nötig zu haben. Sein gesundes Gefühl für sprachlichen Feinsinn hatte er sich „gleichsam in französischer Luft“ geholt und glaubte dadurch dessen Echtheit erwiesen.

Passow nun hält gerade dies „alles durch französische Brillen Betrachten“ für einen allgemeinen Mangel, weil gerade von diesem Standpunkt aus die bittersten und herabwürdigendsten Urteile ausgesprochen werden. Bei der näheren Ausführung dieses Gedankens bekommt man Passows guten deutschen Patriotismus zu spüren, der in diesen Zeiten auch in ihm übersprudelte. Den zweiten allgemeinen Mangel in Kolbes Schrift sieht Passow darin, daß es Kolbe an der gründlichen und umfassenden Kenntnis in den altdeutschen Sprachen mangle und glaubt, daß Kenner derselben einen großen Teil der Kolbischen Urteile würden umstoßen können. An der Hand einiger Beispiele sucht er diese Ansicht ein Stück weit auszuführen. Den Vorzug des Buches erkennt er in der tiefen und innigen Ueberzeugung, mit der es geschrieben ist, an welcher man die echt deutsche Gesinnung Kolbes erkenne.

In zwei seiner späteren Schriften nahm Kolbe oft Bezug auf Passows Kritik in den „Musen“, die er für sehr verständig hielt, trotzdem die Hauptsache umgangen wäre. Im weiteren suchte er dann Passows Einwände zu widerlegen und glaubte diesen damit auf seine Seite gebracht zu haben. Ob dem so war, ließ sich nicht entscheiden, da Passow sich nicht mehr über diesen Gegenstand äußerte. Das Aktuelle des Themas läßt Werk und Rezension noch heute lesenswert erscheinen.

Ueber die Farbengebung des Altertümlichen in Verdeutschung alter klassischer Prosa.

Veranlaßt durch Langes Uebersetzung des Herodot,
Berlin 1812 bis 1813
von Pudor. (1814, I.)

Mit dieser kleinen Abhandlung, die an sich wenig von einer Rezension hat, fordert Pudor von der klassischen Altertumswissenschaft eine Theorie der Uebersetzungskunst, um endlich in vollem Maße in den Uebersetzungen alter Klassiker, vornehmlich der griechischen, jene prunklose Einfalt, jene stille Größe mit ihrem doch so lebendigen und so gewaltigen Zauber zu erreichen, wovon alle Gebilde alter Kunst so innig beseelt sind. Diesen bekannten Winckelmannschen Gedanken für die griechische Plastik führt Pudor nun für die Werke der redenden Kunst näher aus, kommt dann zum eigentlichen Thema und sieht das Ideal des Uebersetzers darin, daß dieser mit möglichster Treue die Innigkeit der Ursprache wiedergibt. Er glaubt dies zu erreichen, wenn der Uebersetzer „die ehrwürdige und gemütvolle Sprachweise unserer Altvorderen“ bei seiner Tätigkeit verwertet, weil dadurch das Kolorit des Antiken am besten gewahrt sei. Den Beweis für diese

Behauptung sieht der Verfasser in dem „Gesetz der Ideen-Vergesellschaftung“. Man erwartet nun eine nähere Ausführung dieses Gedankens, um „unleugbar von der Richtigkeit dieser Behauptung“, wie Pudor meint, überzeugt zu sein. Statt dessen erfahren wir nur, daß allein die Sprache Luthers und Opitzens, „der nebst Luther unsere Sprache in ihren hohen Anlagen am meisten begriff,“ für die Uebertragung alter schriftlicher Denkmale geeignet sei, um ihr die notwendige antike Färbung zu verleihen. Zum Schluß gibt er noch eine Probe aus Friedrich Langes Herodotübersetzung, die Pudor geradezu als ein Kunstwerk feiert, da Lange bei seiner Uebersetzung ganz nach dem eben angeführten Grundsatz verfahren sei. Die kurze, durchaus subjektive Abhandlung dringt wenig in die Tiefe, wie es überhaupt nicht wohl passend ist, solche prinzipielle Fragen auf eine so kategorische Art zu entscheiden. Man darf also annehmen, daß gründliche Altphilologen und Leser der „Musen“ von diesem Artikel nicht allzu entzückt gewesen sein müssen.

Marie von August Frhr. von Steigentesch; zwei Bändchen Gießen 1812. (1813, III)

Unterschrift und Inhaltsverzeichnis in den „Musen“ nennen als Verfasser dieser Rezension nur i-e, geb. r-i; Houben-Walzel sehen darin Fouqués Gattin Caroline, geb. von Briest, was vielleicht richtig ist, ohne aber bewiesen zu sein. Steigenteschs Roman wird „ganz und gar eine Eindeutschung“ des liaisons dangereux genannt und als „das unächte Machwerk fremder Verbildung“ völlig verurteilt; andererseits verkennt der Rezensent doch nicht die niemals ganz zu vertilgende deutsche Gediegenheit, die in dem Roman manchmal wenigstens vorherrscht. Wenn man Frau von Fouqué als Verfasserin der Kritik annimmt, so gründet sich das im ganzen vernichtende Urteil nicht zuletzt auf den Gegensatz zwischen der sittenstrengen und sittenreinen Frau und dem virtuosen Lebemann mit der lockeren Moral, für den Steigentesch allgemein galt.

Es erübrigen nun noch einige Musenbeiträge, die sich nicht in die Gruppen der bisher behandelten einreihen lassen, weshalb sie hier am Schluß erledigt werden sollen.

Zuerst eine „Notiz“ von Fouqué, (1812, IV) die auf die Frage eines Rezensenten der Hallischen Lit. Zg. (Nr. 239 vom 30. Sept. 1812) nach den Quellen der „Undine“ Antwort gab, indem Fouqué den Theophrastus Paracelsus nennt, wo im neunten Teil von seinen Schriften in der Ausgabe von Conrad Waldkirch zu Basel 1590 der liber de Nymphis, Sylphis ꝛc. seine direkte Quelle wurde; darüber handelten bereits: 1) Wilhelm

Pfeiffer „Ueber Fouqués Undine" Heidelberg 1903. Vergl. dazu die Rezension von Minor, Gött. Gel. Anzeigen 1903 S. 739 ff. und 2) Oswald Floeck „Die Elementargeister bei Fouqué" usw. Heidelberg 1909.

Wielands Tod, nebst einer Nachricht über seine letzten Augenblicke, einem Brief von ihm an Engel, und dessen Antwort von Wilhelm Neumann. (1813, II.)

So groß der Gegensatz zwischen Wieland und der alten Schlegelschen Romantik war, so wenig spürt man ihn in Fouqués literarischem Kreis, wofür dieser kleine Nachruf auf den verstorbenen Nestor der damaligen deutschen Literatur ein Zeugnis ist; dies ist um so auffallender, als zweifellos Fouqué der dankbarste Schüler Wilhelm Schlegels war. Die Stimmung allerdings, die beim Tode Wielands im allgemeinen über den Wert seines literarischen Schaffens herrschte, tut sich auch hier kund. Man liest zwischen den Zeilen, wie Wieland im Urteil der Zeit von der Stellung des ersten Günstlings des Musengottes längst herabgesunken war, um höchstens noch die Rolle eines Vornehmen im Reiche der Literatur einzunehmen. Neumann getraute sich zwar nicht das Gerechte dieses immerhin herben Urteils zu entscheiden, doch glaubte auch er, daß Wieland sein eigentliches Ziel nicht erreicht habe. Andererseits hob er wieder die Verdienste Wielands mit Nachdruck hervor. „Dankbar und freudig müssen wir aber eingestehen, daß Wieland so kräftig als glücklich gewirkt hat; denn sein Einfluß auf die Bildung der deutschen Sprache, sein wirksames Aufzeigen und Hindeuten auf die Meisterwerke der Alten, das rege Leben, das er im Gebiete der Kunst durch ganz Deutschland entzünden und verbreiten half, sind unverkennbar für jeden, der einen Blick wirft auf die deutsche Literaturgeschichte des letzten Jahrhunderts." Diese kurze, treffliche Würdigung klingt, als wäre sie erst heute geschehen, wenn sie auch geschichtlich den heutigen Ansprüchen nicht genügen kann. Und wir sehen, daß die beinah sprichwörtliche Geringschätzung Wielands in romantischen Kreisen doch keine ganz allgemeine war.

In dem Brief an J. J. Engel, datiert vom 24. November 1782, bittet Wieland ohne persönliche Bekanntschaft diesen um seine Freundschaft, wobei er recht wohl wußte, daß Engel ein leidenschaftlicher Verehrer seiner Muse war; das Antwortschreiben trägt denn diese auch mit freudiger Dankbarkeit entgegen. Zugleich erwähnte Engel hierin seine beiden Werke, die ihn damals gerade beschäftigten: Einmal die „Ideen zur Mimik", welche bereits im „Teutschen Merkur" 1782 II S. 179 ff. angekündigt waren, aber erst 1785 erschienen; und seine „Theorie der Dichtungsarten".

die 1783 mit einer Vorrede Nicolais bei diesem selbst herauskam. Beide Werke wollte Engel „dem strengen und eben dadurch freundschaftlichen Urteil“ Wielands, „dem Meister in der Kunst“, nach ihrer Vollendung vorlegen.

Noch ein weiterer Nachruf auf eine verstorbene Größe findet sich in den „Musen“, die dazu noch sehr nahe mit ihnen verwandt war: **Fichte.** (1814.II.) Der Nachruf selbst teilt sich in zwei Abschnitte: Einmal eine allgemeine Würdigung von Fichtes Persönlichkeit, und dann die Rede, die Marheineke am Grabe seines verstorbenen Kollegen gesprochen hatte. Der Verfasser des ersten ist ein gewisser G. K. in S., was aber nicht genügte, seinen ganzen Namen festzustellen; die versuchte Würdigung des Philosophen Fichte kann keineswegs als eine sachlich glückliche bezeichnet werden, da sie darauf hinausläuft, Fichte als den allerchristlichsten Philosophen zu feiern und ihn überhaupt den Philosophen für alle Zukunft nennt. Die Rede von Marheineke, der den „Musen“ hiermit die erste und einzige, seinem Kollegen die letzte Ehre erwies, spricht in langatmigen, weihevoll christlichen Worten von dem Toten, wie dieser zu seinen Lebzeiten in rastloser Tätigkeit als wahrer Jünger Gottes der Wissenschaft neue Blüten und Früchte gebracht habe. „Ueberleben wird er seinen hinfälligen Staub durch die göttliche Liebe und Gottseligkeit, die ihn beseelte, und die er in so vielen Gemütern entzündet hat.“ Bemerkenswert ist noch, daß hier und in allen übrigen Nekrologen der verschiedensten Zeitungen und Zeitschriften wie auch in den Berliner Universitätsakten stets der 29. Januar als Todestag Fichtes genannt ist, während heute allgemein der 27. Januar dafür gilt. Auch die Sterbe-Urkunde in der Dortheen-städtischen Gemeinde zu Berlin. auf deren Kirchhof Fichte begraben ist, lautet auf den „29. Jan. 1814 morgens 5 Uhr am hitzigen Fieber im Hause Friedrichsstraße 139“; dasselbe Datum ist auf Fichtes Grabstein verzeichnet. Damit ist wohl erwiesen, daß der Irrtum nicht hier an dem noch kaum geschlossenen Grabe geschehen ist, als vielmehr durch die Veröffentlichung von Fichtes Sohn Immanuel Hermann: Joh. Gottl. Fichtes Leben und literarischer Briefwechsel. Leipzig 1830 und zweite Ausgabe 1862, der hier den 27. Januar 1814 als den Sterbetag seines Vaters festsetzte.

Damit bin ich mit der Behandlung sämtlicher Beiträge zu Ende gekommen, so daß noch erübrigt, in dem Schlußkapitel die „Musen“ als literarisches Produkt ihrer Zeit zu behandeln.

Wie ich schon früher erwähnt habe, sind die „Musen“ im letzten Grunde aus dem „Pantheon“ hervorgegangen, wie dieses wiederum sich als eigentlichen Nachfolger des „Prometheus“ betrachtet wissen wollte. Unter diesen Umständen erscheint es selbstverständlich, daß diese drei Zeitschriften im Großen und Ganzen dieselbe Tendenz verfolgten. Diese ist in allgemeinster Form: die ästhetische Ausbildung des menschlichen Geistes, also im Grunde dasselbe Programm, das Schiller seinen „Horen“ vorzeichnete, und das nach diesen dem „Athenaeum“, diesem vorzüglichsten Brennpunkt romantischer Bildungstendenzen, zur Devise wurde. Während aber zwischen den „Horen“ und dem „Athenaeum“ die Kluft von Kassizität und Romantik lag, finden wir natürlich zwischen „Athenaeum“ einerseits und „Prometheus“, „Pantheon“ und „Musen“ andererseits wesentliche Gegensätze nicht vor. Freilich verschoben sich auch hier die Werte, mit denen man das gemeinsame Ziel anstrebte; doch umschlang sie eben ein gemeinsames seelisches Band, das sie miteinander in den weiten Landen der Romantik wohnen ließ. Die teilweise Umwertung ihrer Begriffe hatte natürlich ihren Grund in dem Gesetz der Entwicklung, das seinen Einfluß zu allen Zeiten geltend macht, vorzüglich aber in jenen Jahren, in denen der innere und äußere Mensch in Deutschland so gewaltigen Zeitströmungen unterworfen war. Die nationale Zeit, deren Merkmale sich schon seit 1805 da und dort zeigten, brachte neues Licht, das in mannigfacher Weise seine Strahlen in das eben siegreiche romantische Bildungsideal warf. Bis 1815 blieb dieses Nationale ein Fixum in allen romantischen Bestrebungen, ähnlich wie früher in der Schlegel-Tieckschen Romantik das Naturphilosophische seinen Einfluß auf das ganze Streben der ersten Schule geltend machte. Gerade diese Seite frühromantischer Weltanschauung fand sich in den spätromantischen Zeitschriften selten, höchstens da, wo der Geist Friedrich Schlegels mehr oder minder waltete.

An diesen Namen knüpft sich ein weiterer Punkt, der in den romantischen Zeitschriften im Gegensatz zu den „Horen“ einige Be-

deutung erlangte, starke eben da, wo Friedrich Schlegel und Fouqué vorzüglich ihre Herrschaft ausübten. Es ist dies das religiöse Moment, das jedoch beim Katholiken anders als beim strenggläubigen Protestanten zum Ausdruck kam. Während aber das Nationale erst durch den Druck der Zeitereignisse zum Bestandteil der Romantik wurde, war das religiöse Moment von Anfang an mit in sie hineinverflochten. Dies ist in gleicher Weise der Fall mit einem weiteren wichtigen Punkt der Romantik: mit dem Interesse für die deutsche Vergangenheit. In der ersten Schule äußerte sich dies in dem Studium der altdeutschen Literatur und Kunst (Plastik und Malerei). Vornehmlich das erste vererbte sich auf die später Romantik und wurde hier ins Große gesteigert, so daß aus dem Interesse für germanische Poesie eine neue wissenschaftliche Disziplin entstand, die germanische Philologie. Seit 1808 finden sich in den romantischen Zeitschriften, anfangs natürlich in geringer Zahl, die ernsthaftesten Bemühungen altgermanischer Poesie, Sage und Mythologie der Zeit näher zu bringen. Und hier ist es auch am Platze, darauf hinzuweisen, daß damals die Entwicklung aller historischen Wissenschaft im modernen Sinn überhaupt zielbewußt ihre Bahn zu verfolgen begann.

Alle diese Punkte, die ich nun erwähnte, sind für uns heute mehr oder minder wesentliche Bestandteile romantischer Ideen und Anschauungen, so daß ihre gewissenhafte Vertretung in den „Musen" diese Zeitschrift zweifellos zu einer romantischen stempelt. Das einzige, worin bei ihr kein solcher Einfluß wahrzunehmen ist, ist die Art ihrer Kritik. Diese ist nämlich nichts anderes als bloße Rezension verschiedener literarischer Werke und steht so auf einem ganz alltäglichen Standpunkt, völlig im Gegensatz zu jener wirklich romantischen Kritik, die allerdings ein wesentlicher Bestandteil auch nur der ersten Schule ist. Hier führte eben nur jene Kritik das Wort, die nötig war zum inneren und äußeren Bau romantischer Weltanschauung überhaupt.

Eben diese Kritik, durch welche die ersten Romantiker ihre energische, methodische Selbsterziehung zum Romantischen offenbarten, machte aus ihren Anschauungen eine Schule, die nach außen hin feste Grenzen hatte; diese Männer waren eben, wenn man so sagen darf, Menschen ihrer Sorte in Theorie und Praxis, nach innen und außen, was jedenfalls bei den spätromantischen Kreisen anders war. Diesen waren die Theorien der ersten und wahrhaftigsten Romantik soweit in Fleisch und Blut übergegangen, daß sie nicht mehr den Drang fühlten, für ihre Ideale zu kämpfen, angenommen, solche wären für sie in reiner Form noch vorhanden gewesen. Man kann hier einwenden, daß die ersten Romantiker mit ihren Anschauungen eben noch so einsam standen, daß sie ge-

nötigt waren, ihre Ideen nach außen hin aufs schärfste zu vertreten, wenn sie sich Geltung verschaffen wollten.

Man betrachtet die zweite Hälfte des ersten Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts als die Zeit, in welcher der romantische Gedanke im geistigen Deutschland zum Durchbruch kam, und diese Festsetzung hat gewiß ihre Richtigkeit. Kundige wissen aber auch, daß schon zu Ende dieser Zeit die verschiedensten romantischen Ideen in jene literarischen Salons eingedrungen waren, die in leerer Schöngeisterei ihre Hauptbeschäftigung fanden. Dies vervollständigte einerseits wohl den Sieg der Romantik, andererseits aber wurde gerade hier der Grund gelegt, daß nun wahrhaft vermögende Feinde des romantischen Gedankens entstehen konnten. In dieser Salonatmosphäre fanden die spätromantischen Strömungen ihre Hauptnahrung. Anfangs verdeckten sie ihre Seichtigkeit zwar durch das immer noch deutlich sichtbare Gerippe der Schlegel-Tieckschen Schule, um sich aber bald desto markanter zu offenbaren, dem kritischen Auge schon seit 1810, als das Romantische angefangen hatte, Mode zu werden. In diese Zeit gehört Fouqué als ein wichtiger Baustein. Seinen Ausgang nahm er von den Schlegel und wurde zu einem romantischen Dichter nicht ohne Geist, dessen sich vollziehende Entwicklung vorzügliche Früchte für später versprach. Doch schon 1811 erreichte er mit der „Undine“ seinen Höhepunkt, und auf dieser Warte hielt sich seine romantische Größe bis 1813. Nun aber gab es schon nüchterne Geister, die merkten, daß Fouqué, der jetzt seinen Genius offenbaren sollte, erschöpft sei und schon anfange „sich selbst zu wiederholen“. Tatsächlich war er nun auch auf der Bahn angelangt, die ihn in eben jene literarisch-schöngeistigen Salons führte und ihn zu jener kunstlosen geschwätzigen Ueberproduktion des Schaffens brachte.

Und nun noch einen letzten Punkt. Der Kampf um gemeinsame Ideale vereinigte die ersten Frühromantiker zu einer Schule, der das Organisationstalent eines A. W. Schlegel eine imponierende Stärke gab. Zu einer solchen konzentrierten Einheit stehen die Spätromantiker in wesentlichem Gegensatz. Wohl hatten sie die Ideen und Anschauungen der alten Schule in sich aufgenommen, und die Produkte ihrer verschiedensten Tätigkeit zeigten immer wieder den Geist der Urromantik, zum mindesten, daß sie von diesem Standpunkt ausgegangen waren. Hierbei aber ist auf das stärkste zu betonen, daß sie sich innerlich nicht gezwungen fühlten und äußerlich es eben nicht mehr nötig hatten, Vertreter der Romantik zu sein. Und darum fehlte ihnen die einheitliche Seele, eben ihre Methode, die eine Schule aus ihnen gemacht hätte. So ergibt sich hin und wieder der Fall, daß ein sonst gewissenhafter Romantiker der späteren Zeit für uns nicht in ausschließlich

allen seinen Produkten Träger des romantischen Geistes im allgemeinsten Sinn geworden. Dies ist ein typischer Unterschied des Früh- vom Spätromantiker.

Von diesem Gesichtspunkt aus erkennen wir die Möglichkeit, daß die „Musen“ keineswegs eine nurromantische Zeitschrift sein müsse, da ja ihre Leiter nicht a priori Romantiker waren. Mit diesem letzten hängt es auch zusammen, daß nicht immer Männer von ausschließlich romantischer Gesinnungsart Mitarbeiter an den „Musen“ wurden. Wir sehen also, von welchem Standpunkt aus wir die „Musen“ zu betrachten haben: ich meine, sie sind eben kein reiner Ausfluß typisch romantischer Gesinnungsart. Ihre literarischen Produkte sind wohl größtenteils von Ideen und Anschauungen dieses Charakters durchdrungen, es finden sich aber auch Strömungen, die echt romantischem Geist zehn Jahre früher widerstrebt hätten. Trotzdem sagen wir heute, die „Musen“ sind eine romantische Zeitschrift; nur müssen wir dabei die Jahreszahlen ihres Erscheinens betonen, wenn wir wollen, daß unsere Behauptung in ihrer wahrsten Bedeutung verstanden werden soll.

Benützte Literatur

Bibliographisches Repertorium I: Zeitschriften der Romantik; hg. von H. H. Houben und O. F. Walzel. Berlin 1904.

Johannes Bobeth: Die Zeitschriften der Romantik. Leipzig 1911.

Lothar Jeuthe: Fouqué als Erzähler. Breslau 1910.

Max Koch: Deutsche Nationalliteratur, Bd. 146 II, 1.

O. Ed. Schmidt: Fouqué, Apel, Miltitz. Leipzig 1908.

S. Rahmer: Heinrich Kleist als Mensch und Dichter. Berlin 1909.

Perlen älterer romanischer Prosa, Bd. VIII; hg. von H. Floerke und A. Wesselski. München 1908.

Der übrige Teil der benützten Literatur, die im Bibliographischen Repertorium I nicht genannt ist, findet sich im Text eingestreut. Wesentlich Neues ergaben die noch ungedruckten Briefe von und an Fouqué, die sich im Archiv der kgl. Bibliothek zu Berlin befinden.

Lebenslauf

Der Verfasser vorliegender Dissertation wurde am 14. Februar 1890 zu Leutkirch in Baden als Sohn des Lehrers Friedrich Blum geboren. Nach Absolvierung des Gymnasiums zu Konstanz (1908) studierte ich deutsche Philologie an der Universität München. Von Oktober 1909—1910 genügte ich meiner einjährigen Dienstzeit beim 1. Inf.-Reg. in München, um hierauf meine germanistischen Studien an der Münchner Universität bis Ostern 1913 fortzusetzen. Am 3. Juni 1913 bestand ich das Examen rigorosum.